Gesammelte Schriften

von

A. G. Eberhard.

Erstes Bändchen.

Halle,
Rengersche Verlags-Buchhandlung.
1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Uebersicht meiner Schriftstellerischen Laufbahn und Proben früherer Versuche.

Von

A. G. Eberhard.

Halle,
Rengersche Verlags-Buchhandlung.
1830.

Schriftstellerische Laufbahn

und

Proben früherer Versuche.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ich meine, einer Sammlung seiner Schriften sollte der Verfasser, wenn er Werke der Dichtkunst mit aufstellt, ehrlich und ohne Schonung gegen sich selbst, auch eine längere oder kürzere Uebersicht seiner poetischen Ausbildung und schriftstellerischen Laufbahn beifügen. Daß hiezu auch Proben seiner unvollkommensten Versuche, seines stufenweisen Fortschreitens, so wie seiner etwaigen Verirrungen von der rechten Bahn gehören, das leuchtet in die Augen, so wie es sich auch von selbst versteht, daß Proben dieser Art nur in sehr mäßiger Zahl und blos insofern sie bezeichnend für das Talent und die Richtung desselben sind, beigegeben werden dürfen, und daß keine, nach Zeichen früher Genialität und Ausbildung haschende Feile angewendet werden dürfe, denn ein solches Spiel der Eitelkeit wäre eine unwürdige, gleißnerische Betrügerei.

Was mich betrifft, so muß ich ziemlich weit ausholen, um einen vollständigen Ueberblick meiner Leistungen zu geben. Aber es soll auf's ehrlichste und ohne alle Schonung gegen mich selbst geschehn.

Die Lust, zu schreiben, und Verse zu machen, regte sich in mir sehr früh. Die Beweise davon liegen in Papieren, die ich vor 51 bis 54 Jahren beschrieb, noch jetzt vor mir.

Auf Veranlassung eines halblauten, ganz besonders frommen und inbrünstigen Morgengebets, das ich, eben 7 Jahr und 1 Monat alt, am 13ten Februar 1776 im Bette verrichtete, indem ich glaubte, daß noch Alles um mich her schlafe, das mein Vater aber, leise aufgerichtet im Bette, behorchte, fing er an, fortlaufende Bemerkungen über meine geistige und körperliche Entwickelung nieder zu schreiben. Er führte dies bis zu Michael 1779 durch. Dann nahm mehr und mehr die Krankheit überhand, welche nach fünftehalb Monaten sein Leben endete, und mich, kaum 11 Jahr alt, verwaiste.

Den eben erwähnten schriftlichen Bemerkungen meines Vaters sind 19 Beilagen angefügt, welche ein paar Gebete, mehrere Briefe an meinen Vater, und eine Menge Verse von meiner Hand enthalten. Sie sind datirt vom 4ten November 1775 bis zum 19ten August 1779.

Ich war bis zum 8ten Jahre kränklich, war nach den Grundsätzen der Spener-Franke schen, pietistischen Schule erzogen, war schon sehr bekannt mit der Bibel, und konnte die gebräuchlichsten Kirchenlieder auswendig. Die Wirkung hievon blieb nicht aus. An dem Tage, da ich so vorzüglich fromm gebetet hatte, stimmte ich, nach genossenem Frühstück, aus dem Stegreif, nach einer Kirchen-Melodie, „ein „gläubiges und brünstiges Loblied, größtentheils „in reimlosen Versen an,“ wobei die Ausdrücke Lob, Preis, Ehre, Macht, Halleluja, Amen, fast in jeder Strophe vorkamen. Auch dachte ich, wie mein Vater schrieb, sowohl in dem Gebet, als in dem Lobliede, was ich sang, „an die „ewige Seligkeit und war derselben gewiß.“ In einem Briefe vom 4ten November 1775 (also in

meinem 7ten Jahre) bat ich meinen Vater, als um den größten Schatz, um eine, wahrscheinlich neue, Bibel und um eine kleine Kanzel; der Inhalt der übrigen besteht größtentheils in Beantwortung von Fragen, die ich mir, zur Uebung im Nachdenken und im Schreiben, erbeten hatte, zum Beispiel: „Wie willst du es anfangen, damit du das ewige Leben ererbest? — „Besteht das Glück der Menschen in Reichthum und „Ehre? — Darf ich mich selbst an meinen Feinden „rächen?" Die Antworten fielen, wie man denken kann, ziemlich kurz und einfältig aus; aber ich erinnre mich noch jetzt, daß mir dieser Briefwechsel große Freude machte. Angehängt war auch wohl eine weltliche Bitte, wie die, daß mein Vater mich und meine Geschwister, bei einer Fahrt aufs Land, mitnehmen möge.

Die ältesten von mir aufbewahrten Verse, vom 2ten December 1776, sind so, wie man sie von einem, noch nicht 8 Jahr alten, pietistisch erzogenen Knaben erwarten muß. Es sind meist verworrene Anklänge von biblischen Sprüchen und Kirchenliedern. Ein paar Wochen

später feierte ich die Taufe eines Bruders mit einem in Goldpapier gehefteten Carmen; dann den Anfang des Jahres 1777. Einige Monat später, als ich, nach geendigten Schulstunden, mit gutem Appetit mein Vesperbrodt verzehrt hatte, setzte ich mich mit regem Eifer hin, und schrieb, besonders anfangs, sehr rasch eine Menge von Versen, zu Ehren des nahen Geburtstages meines Großvaters. Mein Vater strich mehrere Strophen ganz weg, und verbesserte an den übrigen hier und da ein Wort oder eine Zeile, doch mit solcher Mäßigung, daß das Ganze vollkommen noch meine Arbeit blieb, und ließ es drucken. Ein Inspektor Witte, Aufseher der Buchhandlung des Waisenhauses, welcher mein großer Gönner war, und mich, nach einer Schulfeierlichkeit, einmal mit einem halben Dukaten, und ein andermal (als ich etwa 12 Jahr alt war) mit einem schön gebundenen Exemplar einer Uebersetzung des hohen Liedes Salomonis in Alexandrinern beschenkte, war behülflich dazu. Ich bin noch jetzt im Besitz mehrerer Exemplare

jenes gedruckten Geburtstags-Carmens, und ich theile, meinen Freunden zur Ergötzung — Andere mögen es überschlagen — hier einen neuen Abdruck davon mit. Es lautet wörtlich folgendermaaßen:

Bey

dem glücklich angetretenen

fünf und siebzigsten Jahre

seines

Lieben Großpapa

wolte

seine kindliche Ehrfurcht

hiermit an den Tag legen

Christian August Gottlob Eberhard,

aetatis acht Jahr.

Halle, den 19ten May 1777.

Gehorsam ist das beste Werk.
Wer also thut und handelt,
Der hat des heilgen Geistes Stärk',
Weil er im Lichte wandelt.

Wer trägt das Joch und folgt dem HErrn
In allen seinen Thaten;
Nimt auch auf sich das Creuz sehr gern,
Und will Schmach auf sich laden;

Der komme her zu JEsu Christ,
Der uns das Creuz hilft tragen,
Und auch der beste Helfer ist
In allen unsern Plagen.

Die Greise in dem Jammerthal,
Die hier in ihrem Leben
Nur trachten nach dem Himmelssaal,
Wenn sie im Unglück schweben;

Die bringen GOtt Lob, Preis und Ruhm,
Daß er sie nie verlassen.
Er nimt sie an zum Eigenthum,
Wenn sie ihn nur recht fassen.

Ich wünsche lieber Großpapa
An diesem heut'gen Tage
Ein langes Leben Ihnen. Ja!
Und daß Sie keine Klage

Mehr haben hier in dieser Welt,
Sondern gesund verbleiben;
Und daß der große Sieges=Held
Mög' alle Sünd' vertreiben.

O HErr! erhöre doch mein Flehn!
Nimm Ihn in deine Hände!
Ach Jehovah! es wird geschehn
Bis an Sein letztes Ende.

O ja, ich kan versichert seyn,
Daß du es thust mit Freuden.
Laß es uns selber recht erfreun
Und fallen in kein Leiden.

Ich wünsche, daß Sie mögen jetzt,
Und noch in späten Jahren
Gesund seyn, und sodann zuletzt
Gehn mit den frommen Schaaren

In Wonne und mit Freudigkeit,
Mit Loben und mit Danken,
In jene große Herrlichkeit,
Wo wir nie von ihm wanken.

Wir loben dich, o großer GOtt,
Daß du so lang erhalten
Den Großpapa in vieler Noth.
Nun HErr! du wirst noch walten,

So lange Er nur lebt und schwebt
Auf dieser armen Erden;
Und wenn Er in dem Himmel lebt,
Da wirds noch besser werden.

Ein Lob, o Schöpfer, bring ich dir
Mit grossem Triumphiren;
Ich dank' und preise für und für
Mit frohem Jubiliren.

Ich jauchze auch, o GOtt, zu dir
Mit freudigen Geberden.
Ich danke dir, du beste Zier,
So lang' ich leb' auf Erden.

Hierdurch ist wenigstens urkundlich erwiesen, daß ich bereits am 19. Mai 1827 mein funfzigjähriges Schriftsteller-Jubiläum hätte feiern können.

Ich kann mich nicht erinnern, daß der Druck meiner Verse mir Freude gemacht, oder mich im mindesten eitel gestimmt hätte. Ich war zu unbefangen, und zu unbekannt mit Schriftstellerei, als daß ich einen Werth darauf hätte setzen können. Die ganze Sache war sehr bald von mir vergessen. Als mir, lange nachher, in reiferen Jahren, ein Exemplar jenes Carmens wieder unter die Augen kam, lachte ich darüber, als über ein Curiosum, und nur als ein solches habe ich es hier auch mitgetheilt.

Je mehr ich von jener Zeit an bei allen Familienfesten mit meiner verselnden Feder in Anspruch genommen wurde, desto schneller wurde mir die Rolle eines Hauspoeten zuwider. Nur mit Unlust und nach wiederholten Erinnerungen, entrichtete ich die mir aufgelegte Kopfsteuer in immer schlechterer Münze. Mehr aus freiem Triebe, machte ich, nach der Genesüng von einer Krankheit, der rothe Hund genannt, (einer Abart vom Scharlachfieber) ein Lob- und Danklied, womit ich mir aber auch wenig Beifall erwarb, weil es zwar größtentheils ganz gottselig lautete, zum Beispiel:

Nun will ich loben, danken Gott,
der mich errett't von aller Noth!
Der Herre Gott macht' mich gesund,
wie ich hatt' den rothen Hund —

aber den ganz weltlichen Schluß hatte:

Nun soll'n wir Gotte danken,
und niemals von ihm wanken!
Wir wollen heute essen Kartoffeln,
und anziehn unsre alten Pantoffeln.

Es (das) freuet mich von Herzensgrund!
Ich bin den Augenblick gesund,
wenn's heißt, Kartoffelen seyn da!
Kartoffelen seyn da? Ha ha ha ha ha ha!

Die Genesung von jener Krankheit führte eine gesundere Epoche für mich herbei; und wie ich an körperlichem Wohlseyn gewann, wurde ich eines ungleich froheren Sinnes, als vorher. Ich verlor alle Lust, fromme Verse zu machen. Man warf mir Leichtsinn und Muthwillen vor. Mein Vater schrieb die Anklage gegen mich nieder: „Seine ehemalige Lust zum Beten und Singen „ist gar nicht mehr zu spüren." Ich feierte den Eintritt des Jahres 1778 mit keinem Verse, und war nicht einmal dahin zu bringen, mündlich zu gratuliren, weil ich mich schämte, nicht, wie sonst, selbst gemachte Verse deklamiren zu können. — Meine Sündhaftigkeit nahm so überhand, daß ich über die Kriegsunruhen in jenem Jahre „bei aller Gelegenheit große Freude bezeig„te," ob mir gleich von meinem Vater die Fürchterlichkeit des Krieges, so lebhaft, als es ihm

möglich war, zu Gemüthe geführt wurde. Als ich am 14ten April von den immer ernstlichern Kriegsanstalten erzählen hörte, gab ich, wie mein Vater schreibt, meine „Freude darüber mit Wor„ten und Geberden, besonders mit dem Anfang „des Liedes

Fröhlich soll mein Herze springen,
diese Zeit,
da für Freud'
alle Engel singen

„wiederholentlich zu erkennen.“

Die abgedrungenen Verse zu Neujahr 1779 und bald darauf zu meines Vaters Geburtstage fielen abermals nicht zur Zufriedenheit aus.

Selbst im folgenden Jahre der Tod meines Vaters, so höchst schmerzlich er mich auch betrübte, veranlaßte mich zu keinem Trauergedicht; und zu Neujahr 1781 wünschte ich meinem Großvater in einem langen, lateinischen Briefe zu seinem Geburtstag Glück, um nur des Versemachens überhoben zu seyn.

Ein neuer Lebensabschnitt begann jetzt für mich dadurch, daß ich in den Kreis einer hoch-

geachteten Familie versetzt ward, wo ein heitres, lebhaft bewegtes Leben einheimisch war, und mir elterliche Fürsorge und geschwisterliche Liebe zu Theil ward. Da genaß ich an Leib und Seele immer mehr; ward ein vergnügter Knabe, ward ein lebensfroher Jüngling; und wenn es mir auch an ernstem, tiefem Gefühl für das wahrhaft Heilige in Religion und Lebensverhältnissen nicht fehlte: so war und blieb doch das trübe, frömmelnde Wesen, was früher durch Lehre und Beispiel in mich hineingekünstelt war, als eine gänzlich abgethane Sache hinter mir.

Zwar war ich, auch in meinem neuen Verhältniß, gar bald in den Ruf gerathen, daß ich Verse machen könne, und da konnte es wieder nicht fehlen, daß ich manche kleine Kopfsteuer zu entrichten hatte; aber meine kleine Festtags=Leyer war nun frei von der frühern, eintönigen Manier, und ich konnte, wie meine Neigung mich eben trieb, mich mehr oder weniger ernst oder heiter aussprechen, ohne daß ich einseitigen Tadel zu fürchten hatte.

So manches beifallschenkende Wort mir auch für diese und jene Arbeit zu Theil ward: so setzte ich doch, vernünftiger Weise, gar keinen Werth auf meine jugendlichen Versuche; und aus der ganzen Epoche der achtziger Jahre ist mir kein Blättchen geblieben, sondern Alles längst meinen Augen und meinem Gedächtniß entrückt, weil ich keinen Werth darauf legte, und also nichts davon aufhob. Einer einzigen Spielerei aus meinen Schuljahren erinnere ich mich nur noch vollständig.

Ein gefangener Hamster hatte mich und meinen geliebtesten jugendlichen Freund David von Madai ein paar Tage belustigt, als ein großer Jagdhund (es war auf dem Lande) den Hamster, ehe wir es uns versahen, todt biß, und unserer Knabenlust ein schnelles Ende machte. Als die erste Bestürzung vorüber war, beschlossen wir, uns das tragische Vergnügen zu machen, die Leiche sehr feierlich zu begraben. Der Hofmeister meines Spielkameraden war sehr geschickt in Papparbeiten, und verfertigte einen zierlichen, mit schwarzem Papier beklebten Sarg, die Kan-

ten mit Streifen von Silberpapier besetzt. Weibliche Hände lieferten die Kissen, auf die der Leichnam, möglichst grade ausgestreckt, gelegt ward, ein dünnes Holzstäbchen, wie ein Wanderstab, an seine rechte Vorderpfote gelehnt. Begeistert von diesem Anblick, wurde ferner beschlossen, daß der geehrte Todte nicht in die bloße Erde, sondern, wie eine Standesperson, in eine Art von Grabgewölbe beigesetzt, und auf dieses ein Epitaphium gestellt werden solle. Als Dom hiezu wurde ein kleines, wenig besuchtes Gartenhaus auserseh'n. Ich hob einen der Steine, womit es gepflastert war, in die Höhe, grub mit einem blechernen Löffel die Gruft aus, verkleidete sie unten und an den Seiten mit Ziegelsteinen, und feierlich wurde der Sarg auf einem kleinen Wagen nach der Gruft gefahren, hineingesenkt, und mit der wieder eingesetzten Steinplatte bedeckt. Als es nun an die Anfertigung des Epitaphiums gehen sollte, schlug der Hofmeister vor, daß wir, alle Drei, Jeder ein paar Verse als Inschrift machen wollten. Es wurden Schiedsrichter bestimmt, die aus den drei kleinen Gedichten das

beste auswählen sollten. Als Preis für dasselbe wurde ein ganzes Schock Pflaumen bestimmt. Gesagt, gethan. Mit regem Eifer machten wir uns an die Lösung unsrer Aufgabe. Zur bestimmten Stunde wurden unsre Arbeiten dem Areopag, ohne Namensunterschriften, vorgelegt. Die meinige lautete wörtlich also:

Tyrannen spähten meinen Bau, ach! legten mich in Ketten!
Und Mordlust brachte mich in diese Gruft!
Auch hier kann ich mich nicht vor gier'gen Würmern retten!
Verpeste obenein mir selber noch die Luft!

Man erkannte einstimmig meiner Arbeit den Preis zu; sie wurde mit prunkvoller Frakturschrift auf das, mit weißem Papier überklebte, hölzerne Epitaphium geschrieben; und lustigen Muthes verzehrte ich gemeinschaftlich mit meinen beiden Concurrenten die gewonnenen Pflaumen.

Ungefähr um diese Zeit, oder doch nicht lange nachher, ging ich (als Tertianer oder Sekundaner) an einem schönen Abend, bei herein=

brechender Dämmerung, auf dem inneren Hofe des Waisenhauses, zwischen Hunderten meiner Mitschüler hin und her. Die Meisten gingen, ihrer Zwei, Drei, Vier einander unter die Arme fassend, schweigend, oder mit einander sprechend, in dem beschränkten Raume, der zu dieser Erholung angewiesen war, auf und ab. Mir aber, troß meiner sonstigen Geselligkeit, war es nicht möglich, mich an einen Andern anzuschließen. Ich hatte das unwiderstehlichste Verlangen, mir selbst überlassen zu seyn, und mich ungestört meinen Betrachtungen und Empfindungen hinzugeben, und vermied es fortwährend, mit Jemandem in Berührung zu kommen. Man konnte auf keinem unpoetischeren Boden gehen, als auf diesem unebenen Steinpflaster, zwischen hohen Gebäuden, mitten in dem Gemurmel einer durcheinander auf und ab wogenden Menge junger Leute; aber von dem wolkenlosen, immer dunkler werdenden Himmel blitzten immer mehr Sterne mit immer glänzenderen Strahlen herab. Mir war, als ginge eine neue, schönere Welt in meinem Innern auf, als würde ich von Fittigen un=

sichtbarer, höherer Wesen umweht. Es entwickelte sich eine Wärme und Stärke des Gefühls in mir, wie sie mir bis dahin noch fremd gewesen war. Meine Gedanken kleideten sich von selbst in dichterische Worte. Es war eine Stunde poetischer Weihe, deren Nachklang auf mein Gemüth von fortdauernder Wirkung war, und die mir unvergeßlich geblieben ist, bis auf den heutigen Tag. In jener Stunde wurde der poetische Funke in mir zur lichten Flamme.

Meine Schularbeiten und nachher meine akademischen Studien, lebhaft entwickelte Neigung zur bildenden Kunst, und vielfache, gesellige Zerstreuung, ließen mich indessen selten dazu kommen, was ich poetisch im Geiste empfangen hatte, sichtbar zu Papiere zu bringen. In meiner Erinnerung treten aus jener Epoche nur noch ein paar Arbeiten hervor: eine Elegie in Hexametern und Pentametern (die, metrisch, schlecht genug seyn mochten) auf den frühen Tod eines edlen Jünglings, welche der Lehrer, der mich dazu aufgefordert hatte, einem meiner Mit-Primaner zum Deklamiren bei einem öffentlichen

Examen zutheilte, und, in meiner Studentenzeit, ein Gedicht, worin ich von der Schönheit und Größe unserer Erde sprach, am Ende aber nichts davon zu besitzen verlangte, als das Fleckchen,

„wo meines Vaters Asche ruht,“

um es zu bepflanzen und zu schmücken und auf dieser, mir heiligen Stelle dem unvergeßlichen Todten noch die Opfer trauernder Liebe und Dankbarkeit zu bringen. Ich würde hiervon kein Wort mehr wissen, wenn dies Gedicht mir dadurch nicht merkwürdiger geworden wäre, daß einer meiner Freunde, der es zu sehen bekam, die größte Verwunderung darüber aussprach, weil er, nach meiner fröhlichen Außenseite, mir überhaupt nicht diese ernste Empfindung, und am wenigsten noch nach vielen Jahren eine so tiefe Trauer über den Tod meines Vaters zugetraut habe. Meine Erwiederung war, daß ich mich über seine Verwunderung nur verwundern könne.

Nun muß ich einen Sprung machen bis zum Jahre 1791, wo meine akademische Laufbahn schon Jahrelang hinter mir lag. In der

hallischen Studentenwelt ging es damals mitunter ziemlich übermüthig, zum Theil ungesittet und roh her. Das war manchmal auch in den öffentlichen Konzerten, welche regelmäßig des Winters jeden Sonnabend von den Herren Türk und Weinmann veranstaltet wurden, der Fall. Eines Abends war der Unfug ganz besonders arg. In dichten Massen hatten sich die Studenten, als das Konzert geendigt war, von der Ausgangsthür des Saales bis die Treppe hinunter aufgestellt, so daß kaum zwei Menschen neben einander dazwischen durchgehen konnten. Es wurden dabei unschickliche Neckereien getrieben, mancherlei schlechte Witze gemacht, von Einigen wurde auch durch Trommeln mit Stöcken und Füßen ein betäubender Lärm gemacht. Mit Zittern und Zagen gingen Frauen und Töchter aus den besten Familien durch die tobende Menge, und eine der achtungswerthesten Mütter sah ich mit einem Ausdruck der Angst und des Schreckens ihre Töchter hindurch führen, der mich aufs Heftigste ergriff, und mich veranlaßte, ihr meinen Arm zu bieten.

Alles war empört über jene Ungezogenheiten, und ich konnte die halbe Nacht hindurch nicht schlafen, weil ich den Kopf davon zu voll hatte. Mein Unmuth nahm endlich eine poetisirende Gestaltung an; und da ich weder mit Schwerdt noch Prorektor-Scepter darein schlagen konnte: so griff ich an einem der nächstfolgenden Tage zur Feder, und schrieb eine Seite nach der andern voll Verse, mit dem Vorsatze, sie zur öffentlichen Kunde zu bringen. Ich machte meinen Freund Madai zum Vertrauten; und da die Sache möglichst eilig zu Stande gebracht werden sollte, und meine flüchtige Handschrift für einen Fremden sehr unleserlich war: so leistete mir Madai den Freundschaftsdienst, den Abschreiber zu machen. Nun wurde aus dem anfänglichen Zorne ein immer fröhlicherer Eifer; an dem einen Ende des Tisches saß ich, an dem andern mein Freund, und ich setzte meine Ehre darein, mit meiner Arbeit so überschnell vorwärts zu eilen, daß mir mein Freund mit seiner abschreibenden, gemäßigteren Feder kaum nachkommen konnte. Ehe wir es

uns versahen, war das ganze Werk zu Stande gebracht. Es lautete folgendermaaßen:

Wundersames Abenteuer,

welches

einem Musensohne allhier

in

diesen Tagen begegnet.

Von ihm selbst

zur Erbauung seiner Brüder

in Verse gebracht.

(1791.)

Prolog.

Meine Herren, lieben Brüder,
Juristen und Theologen,
Orthodoxen oder Neologen,
Philosophen und Mediciner,
bin ewig euer Freund und Diener,
und reich' euch allen, deutsch und bieder,
ob ich euch gleich bin unbekannt,
freundschaftlich die rechte Hand.

Hört mich doch ein Weilchen an!
Was jüngst für Wunderdinge geschah'n,
will ich euch treulich hererzählen —
würde mich mein Gewissen quälen,
wenn ichs wollte unterlassen —
that es auch in Reimlein fassen,
weil, was man in Versen liest,
immer glatter hinunterfließt.

Kann's euch aber nicht verhehlen,
's wird wohl nicht an Reimen fehlen,
die ihr holprig,
die ihr stolprig,
steif und hölzern, nennen müßt.
Aber, lieben Freunde, wißt,
ohne Hülfe einer Muse
wandl' ich Armer nur am Fuße
unsers Dichterberges hin;
wag' in meinem trüben Sinn
kaum zu jenen lichten, blauen
Schwindelhöhen aufzuschauen,
wo, in ihren Strahlenkränzen,
Deutschlands große Dichter glänzen.

Ich quälte noch keiner Muse Ohr,
um mir die Gnade zu erflehen,
bei meinen Liedern mir beizustehen;
und dabei bleibt es nach wie vor:
die holden Musen sind Mädchen, traun!
gar fein und lieblich anzuschaun;
bei Damen braucht man ein hübsch Gesicht,
und, lieben Freunde, das hab' ich nicht,

drum könnt' ich für mein Biegen und Schmiegen,
am Ende nur ein Körbchen kriegen.
Ihr Lieben, hörts also ruhig an,
ich geb' es euch, so gut ich kann,
und machts nur in Eil,
so zur Kurzweil.

Erster Gesang.

Sonnabends am sechs und zwanzigsten
November ging ich wohl geputzt,
mit Sporn und Uhrkett' aufgestutzt,
in diesem Winter zum erstenmal
auf unsern neu erbauten Saal.
Ward just eines der herrlichsten
Stücke, von Naumann komponirt,
zur Ergötzlichkeit aufgeführt.
Ich kam, und über den schönen Sachen
vergaß ich mein Kompliment zu machen,
und stolperte vor lauter Schreck
über Füße und Stühle weg,
doch wußt' ich mich gar bald zu fassen,

und blickte nun, wie zuvor, gelassen,
den Damen und Herren ins Angesicht,
denn, ich bin Bursch' und genire mich nicht.
Hab' ich doch immer subskribirt,
jeden Winter, wie sichs gebührt;
kriegt auch der Entrepreneur sein Geld
in dieser oder in jener Welt.

Saß da zwischen lauter Damen,
die geputzt, wie Engel, kamen,
mußte drum auch ganz stille sitzen,
wollt' ich den Damen die Kleider nicht ritzen.
's war ein wahrer Blumengarten,
wo man Blumen aller Arten,
von der Frühlingssonn' umglüht,
friedlich bei einander sieht:
Tulpen, Nelken und Narcissen,
junge Rosen, die zu küssen
nicht die Zephirchen allein
dienstерbötig möchten seyn;
Gänseblümchen, stille Veilchen,
eben so der Schöpfung Theilchen,
wie die großen Sonnenrosen,

sah man schwesterlich hier kosen;
schmachtend, wie Vergißmeinnicht,
strahlte mancher Augen Licht.
Und, die Täuschung zu vollenden,
dufteten von allen Enden,
gleich dem schönsten Blütenregen,
süße Wasser mir entgegen.

Konnt' auch hören hier und dort,
von den Damen manches Wort,
das ich euch in aller Still'
— doch ins Ohr nur — sagen will.
Eine schmachtende Blondine
sprach, mit Geist in Wort und Miene,
daß der allerfrechste Spötter
hätte gleich verstummen müssen,
von dem sonderbaren Wetter
und von Weg und nassen Füßen;
sprach so mild und überzeugend,
daß man rechts und links nur schweigend
mit dem Kopf' ihr Beifall nickte,
und ihr nur ein langes Ja
dann und wann entgegenschickte.

O! wie glücklich war ich da,
als sie sich vom Sitz erhoben,
Lock' und Hütchen seitwärts schoben!
Hier und da und dorthin schwammen
ihrer Augen Feuerflammen.
Auf den Stirnen Ueberlegung,
unwillkürliche Bewegung
ihrer Lippen, sagte schon
ohne Wort und ohne Ton,
daß in ihren schönen Seelen
viel Ideen sich noch häuften,
die nach lang geprüftem Wählen
endlich erst zu Worten reiften.

Wie verbrannte Saat dem Regen,
harrt' ich ihrer Red' entgegen,
bis sie endlich sich ergoß,
und von jeder Rosenlippe,
wie ein Strom von Klipp' auf Klippe,
und so süß, wie Honig, floß.
Wenig debattirten sie,
in der schönsten Harmonie
dekretirten alle Drei,

daß es heute so wie niemals,
daß es heute mehr, als jemals,
voll und heiß im Saale sey.

Könnte wohl von solchen Dingen
Vieles noch zusammenbringen,
hätte Ritter Zimmermann
durch sein eigenes Exempel
seiner Lehre nicht den Stempel
aufgedrückt, daß wir alsdann
grad' am tiefsten schweigen müssen,
wenn wir große Dinge wissen. *)

Auch viel Herren, jung und alt,
hübsch und häßlich von Gestalt,
standen, liefen durch einander,
grüßten, küßten sich selbander.
Sah' mir all' den Wirwarr an,
hatte so meine Lust daran.
's waren große Männer dabei,
aber auch kleine, die ohne Scheu
zu den großen sich gesellten,

*) Bezieht sich auf seinen Bericht über die letzte Krankheit Friedrichs des Großen.

und sich, Wunder wie wichtig, stellten;
trugen einen gar hohen Sinn,
hielten immer die Hand ans Kinn,
daß man ja nicht, o weh! o weh!
das weiche Bärtchen der Männlein seh'.

Wie, troz Donner und Stürmen,
gegen tobende Wellen,
die entgegen sich stellen,
immer höher sich thürmen,
dennoch, von Muth und Hoffnung belebt,
dem Ziel entgegen der Schiffer strebt;
drängte sich durch die Reihen,
ohne die Mühe zu scheuen,
itzt ein alter, stattlicher Mann.
Man sieht's beim ersten Blick ihm an;
ist sein Scheitel gleich silberweiß:
strömt in den Adern sein Blut doch heiß. *)
Sah mir, wie ein Adler, aus,
der nicht fliegt ins Freie hinaus,
weil man die Flügel ihm beschnitt;
kann nur noch mit den Flügeln rauschen.

*) Reinhold Forster.

So ers thut, da kucken und lauschen
Aller Augen und Ohren hin,
eh' er noch lacht, lacht Jeder schon mit,
ihm zu danken für sein Bemühn.

Von der Göttin Philosophei
waren denn auch gar mancherlei
Gönner und Verehrer zu sehen;
Einer thät, wie ein Kreisel, sich drehen,
und glaubte, weil ihm der Punsch geschmeckt, *)
es hab' ihn heut' ein Häschen geleckt.
Ein Anderer stand ernst und still,
Sprach wenig, aber dachte viel; **)
Ein Dritter nahm zwei Stühle ein,
biß immer in den Stock hinein. ***)
Ein großer Kopf! — hätt', ungelogen,
drei andre Köpfe aufgewogen.

Ein Herrchen sah' ich, das that sehr süß,
ein bischen gelehrt noch überdies,
sperrte dazu das Maul weit auf,

*) Hofbauer.
**) Joh. Aug. Eberhard.
***) Christian Förster.

da gab ich ihm einen Klaps darauf;
und weil die Musik ging eben los,
gab ich ihm noch einen sanften Stoß,
rieth ihm, ein wenig still zu schweigen,
und hin zu hören auf Flöten und Geigen.

Wie ein Strom, der, aufgehalten,
Felsenmauern lang umspült,
eh' er sich hindurch gewühlt,
schäumend nun durch tausend Spalten
unaufhaltbar sich ergießt,
lange noch erzürnt die Wogen,
wild von Regenstaub umflogen,
wüthend an einander schlägt,
bis sein Grimm sich endlich legt,
und er sanft im Ufer fließt:
eben so gewaltig brausend,
rauschte sie nun hin in tausend,
zauberisch geordnet=schönen,
wie vom Sturm gejagten Tönen,
voll von hoher Harmonie,
die erhabne Simfonie,
bis sie sich in Melodieen

sanft und süß, des Hörers Ohr
und sein Herz mit hinzuziehen,
sanft und sanfter nun verlor.
Tönte dann der Unschuld Stimme, *)
wollt' es wagen,
durch ihr Klagen
zu entgehn des Schicksals Grimme.
Hätt' es die Illusion
nur nicht gar zu sehr gestört:
Hätt' ich sie beim Anfang schon
auf mein Risiko erhört;
aber Priester, nicht, wie ich,
weich und sanft und tugendlich,
blieben ungerührt im Herzen
bei der Unschuld Angst und Schmerzen. —

Endlich war das Stückchen aus,
und man ging zum Saal hinaus,
das Gedränge war sehr groß,
und nun ging das Nachspiel los;
ließen sich nun in zwei Chören
draußen viele Herren hören,

*) Cora von Naumann wurde, wenn ich nicht irre, aufgeführt.

ohne Takt, kein Ton war rein,
mit einem Wort', es klang nicht fein.
Der Weg durch die Herren war sehr schmal,
es bebten alle Damen im Saal',
und waren sie vorher alle vergnügt,
von dem Zauber der Tonkunst besiegt:
so war es jetzt auf einmal Allen,
als wären sie aus den Wolken gefallen.

Zweiter Gesang.

Ich war zu Hause gekommen,
hatte mein kleines Abendbrodt,
das mir ein gut alt Mütterchen bot,
singend und fröhlich zu mir genommen;
ließ die Pantoffeln ohne Solen
von meinem treuen Pudel holen,
zog meinen trauten Schlafrock an,
und war nun burschig angethan.
Bin meinem alten Schlafrock gut,
weil er so treue Dienste thut,
sah damals auch gar stattlich aus,
als ich zu Haus in den Koffer ihn thät —

itzt ist er freilich ziemlich kraus,
aber es hat ihn die liebe Mutter
mit eignen Händen noch genäht;
hatt' einst viel Streifen und Blümchen bunt,
jetzt aber einen ganz hellen Grund,
denn es stehn auf dem Unterfutter,
wie kleine Inseln, nur je und je
Stückchen von buntem Cattun in die Höh. *)
Wollt' ich die Ecken davon abschneiden,
und ihr säh't ihn ein bischen vom weiten,
auf einer dunkelblauen Wand
glatt und eben ausgespannt,
so würdet ihr Alle schwören, es sey
von dem Mond und von den Flecken,
die ihn hie und da bedecken,
das allertreuste Conterfay.

Nun setzt' ich drei Tischchen um mich her,
das mittelste war von Heften schwer,
über Alles mir werth und lieb,
weil ich mit eigner Hand sie schrieb;

*) Solcher Schlafröcke gab es auf mancher Studentenstube, wenn ich selbst auch mit keinem dekorirt war.

der Tisch zur Linken stand bloß da
für aufgeschlagne Compendia,
und, um recht freudig zu studiren,
ließ ich von meiner Wirthin mir
mit Tabak, Pfeifen, Glas und Bier
noch rechts das dritte Tischchen zieren.
Und nun gings an ein Repetiren!
Ich war die Woche so fleißig gewesen,
aus keinem Collegio geblieben,
hatte die Finger mir lahm geschrieben,
und — *konnte nun kein* Wörtchen lesen.
Ich *buchstabirte* Wort für Wort,
kam *aber* von der Stelle nicht fort;
ich sann, und schwitzte Angstschweiß aus,
und kriegte immer nichts heraus —
o! da hätt' ich den ganzen Plunder
mögen in tausend Stücken zerreißen,
oder im Ofen ihn zu Zunder,
meiner Wuth zum Opfer, verbrennen,
an die Wand mit der Stirne rennen! —
Aber, Freunde, des Vaters Entschluß
will, ich soll nach Hause kommen!
Meine Brust ist so beklommen!

manchen sauern Apfel muß
ich nun nolens volens beißen! —
Auf die Burschenherrlichkeit
folgt gar manches Herzeleid!

Endlich — 's mocht' um zehn Uhr seyn —
schlief ich auf dem Stuhle ein;
und da war ich wunderglücklich,
denn ich träumte augenblicklich
mich in die vergangnen Zeiten,
wo ich, unbesorgt, mit Reiten,
Fechten, Tanzen, Singen, Lieben
alle Grillen mir vertrieben.
Ach, es war so wahr, so schön,
was ich da im Traum gesehn!
wär', ach! wär' es nur nicht schon
in Vergangenheit entflohn!

Meine Stirn war glühend heiß,
fuhr's mir plötzlich, kalt, wie Eis,
über Stirn und Wangen hin,
bis hinunter an das Kinn.
Ich erschrak und bebte tief!
kalter, banger Schauder lief

schüttelnd mir durch Mark und Bein.
Halb erst wachend mocht' ich seyn,
als ich Glocken schlagen hörte:
so viel weiß ich noch, es mehrte
meine Angst mit jedem Schlage,
unbeschreiblich steigend sich.
Kalter Zugwind weht' um mich,
und genau beim elften Schlage
riefs mit dumpfem, düsterm Ton
deutlich meinen Namen schon.
Ich sprang auf, und horcht' und meinte,
daß ein böser Traum mich schrecke,
daß mich einer meiner Freunde,
etwa ungesehen, necke.
Wie in Nebel eingehüllt
flimmerte mein Lämpchen nur —
nirgends dessen eine Spur,
was mich so mit Angst erfüllt.
Und noch zweimal, dumpf und düster,
hört' ich leises Angstgeflüster,
und dann riefs bei meinem Namen
dumpf und düster zweimal mich!
Glied für Glied fühlt' ich erlahmen;

kein Gedanke reihte sich
an den andern mehr; ich sank
ganz bewußtlos, matt und krank
hin auf meinen Stuhl zurück.
Sanft war nicht mein Fall, allein
immer sag' ich doch von Glück,
daß ich nicht noch obendrein,
fassungslos vor Angst und Schrecken,
an des Ofens scharfen Ecken
mir den Kopf zersplitterte.
Fünf Minuten bracht' ich hin,
stumpf für Alles, ohne Sinn.
Ich erwacht' und zitterte,
so, als schlügen tausend Flammen
über meinem Haupt zusammen,
hielt die Hände unverrückt
an die Augen fest gedrückt.

Wie der Sturm in Felsenritzen,
wo er seine Flügel, brausend,
mit verstärkter Wuth zerschlägt,
heult' es itzo durch die Spitzen
meiner Haare, die nun sausend,

wellenähnlich aufgeregt,
kühn und wild empor sich sträubten.
Chorgesang von Unk' und Eule,
Lieb'sgesänge, wie sie tönen,
wenn, zur Ehre ihrer Schönen,
graue Kater mit den Tatzen
Maul und Nase sich zerkratzen,
wechselten dann eine Weile
ab mit wilden Donnerschlägen,
die so schrecklich mich betäubten,
daß ich nicht ein Glied zu regen,
keinen Laut zu thun vermochte;
nur mein Herz im Busen pochte
konvulsivisch hoch empor.
All' das Wuthgeheul verlor
sich nun langsam, nach und nach;
's tönte nun wie das Geknister,
wenn die Kohle Funken sprüht,
manchmal auch wie Schilfgeflüster,
wenn der Zephir von dem Strande,
wo die Mittagssonn' ihn brannte,
als er zwischen Veilchen lag,
zu dem kühlen See entflieht.

Wie ein Stein in tiefer Kluft
an den Felsenwänden streift:
wie der Ton in kühler Gruft,
wenn die schwarzen Erdeschollen
auf den Sarg des Freundes rollen:
dumpf, wie der ans Herz uns greift,
hört' ich viele Worte nun,
die ich alle kund will thun:

„Fürchte nichts und zage nicht,
„'s ist Dein Freund, der mit Dir spricht!
„Kennst doch Edmund, Deinen Freund,
„dessen Tod Du jüngst beweint?
„Dessen banger Geist bin ich!
„fürchte nichts! ich liebe Dich."

Du, mein Edmund? Du bist hier?
Lieber Geist, ach! sag' es mir,
Hat man Deine Hülle nicht
eingescharrt nach Brauch und Pflicht?
Oder bist Du gar ein Bote
mir von meinem nahen Tode? —
Schrecke nur nicht, wie zuvor,
mir durch Donner Herz und Ohr!

„Könnt' ich, o! wie quält das mich!
„könnt' ich, o! dann hätt' ich Dich
„nur mit sanftem, leisem Wehn,
„nur mit süßem Harfgetön
„aus dem Schlummer aufgeweckt,
„nicht durch Donner Dich geschreckt.
„Daß ich wüthen, toben muß,
„ist des Schicksals strenger Schluß."

Guter Edmund, ja ich weiß,
noch, wie sonst, so treu und heiß,
schlägt Dein Herz gewiß für mich.
Edmund, liebst mich sicherlich
auch in Deiner neuen Welt,
schönern Geistern zugesellt,
liebst mich eben noch so sehr. —
Aber sag', was bringt Dich her?

„Wie Magnet das Eisen, zog
„mich die Bruderliebe hoch
„über tausend ferne Welten,
„Dir mein Mißgeschick zu melden.
„Meld' es Deinen Brüdern dann,
„weil es Vielen nützen kann.

Dritter Gesang.

Der Geist fuhr itzo Wort für Wort ununterbrochen also fort:

„Es sind beinah zwei Monden schon,
„seit ich von Dir schied, entflohn.
„Ich eilte hin ins Vaterland,
„wo ich Freund' und Eltern fand,
„doch, worauf ich mich so sehr
„freute bei der Wiederkehr,
„ach! das fand ich nun nicht mehr!
„Liebchen, das ich zurück gelassen,
„hofft' ich liebend zu umfassen;
„hatte ja als Primaner schier,
„wie Sanct Siegwart, gekoset mit ihr;
„hatten weiland im Mondenschein
„uns mit unsern Mündelein
„tausend und tausendmal geküßt,
„und uns, wie's gewöhnlich ist,
„ob wir gleich an die Nasen froren,
„ewig heiße Liebe geschworen;
„auch manchmal am Wasserfall,
„wenn die Seelen sich vereint,

„bei dem Schall der Nachtigall,
„wegen großer Herzensleiden,
„tief erseufzend, uns're beiden
„Taschentücher naß geweint.
„Und das liebe Mädchen lag,
„als ich kam, den dritten Tag
„auf dem Kirchhof schon verscharrt!
„Wie mir da zu Muthe ward,
„läßt sich nicht mit Worten sagen!
„Unter Seufzen, unter Klagen
„trauert' ich die Tage hin,
„bis der Mond ins Fenster schien;
„und dann legt' ich mich ins Bette,
„wo ich meine Henriette
„alle Nächt' im Traum erblickte,
„wie sie als ein Engelchen,
„mit schneeweißen Flügelchen,
„schöne Blumen für mich pflückte,
„die sie dann in Kränze band,
„und ins Haar mir lächelnd wand.
„Viele Wochen härmt' ich mich;
„meine Rosenwang' erblich;
„kraftlos schlich ich hin und her,

„seufzte bang und seufzte schwer.
„Meine gute Mutter rang,
„bei Gebet und bei Gesang,
„klagend sich die Hände wund,
„küßte mir den bleichen Mund,
„drückte, nach errungner Ruh,
„weinend mir die Augen zu.

„Als ob tausend schwere Ketten
„von mir abgestreift sich hätten,
„nicht vom Körper mehr besiegt,
„schnell, wie der Gedanke fliegt,
„flog ich durch den weiten Raum.
„Ausgeträumt war nun der Traum
„meines schwülen Sklavenlebens,
„wo ich immerfort vergebens
„gegen meine Körperhülle
„mit der eingeengten Fülle
„meiner edlern Kräfte rang.
„Von dem Kampf' und von dem Zwang
„jener schweren Sklaverei
„war ich endlich, endlich frei.
„Ich und viele Geister flogen,

„unwillkürlich fortgezogen,
„nun dem Ziele sel'ger Ruh,
„wo kein falscher Schein mehr blendet,
„unter Siegsgesängen zu.

„Meine Reise war geendet,
„und ich kam nun, wohlbehalten,
„an den Fluß, wo ich den alten
„Charon freundschaftlich begrüßte,
„der mich dann auch an die Küste
„gegenüber transportirte.
„Neben düstern Felsen führte
„mich ein Weg zu Minos Thron.
„Es ergriff, von weitem schon,
„ernste, heil'ge Ehrfurcht mich.
„Stolz und ernst erhob er sich
„aus dem großen Thal' empor.
„Mehr und mehr, wie je zuvor,
„fühlt' ich tiefer Andacht Schauer
„durch mein ganzes Wesen zittern,
„und mich durch und durch erschüttern.
„Halb voll Wonne, halb voll Trauer
„mischt' ich mich mit in die Schaaren,

„die am Thron versammelt waren,
„und stand itzo an der Schwelle,
„wo des Tempels Sonnenhelle
„auch mein Innerstes durchdrang.
„Keinen meiner kleinsten Flecken
„konnt' ich vor mir selbst verstecken;
„wie ich niemals noch mich sah,
„wie ich bin, so stand ich da.
„In der Hand den Richterstab,
„sah der Gott auf mich herab;
„links, auf ihren Schild gestützt,
„stand, mit offner Stirn, die Wahrheit,
„rein umglänzt von Himmelsklarheit;
„rechts, ihr gegenüber, stand
„mit der Waagschal' in der Hand,
„ernster, die Gerechtigkeit.

„Was ich Gutes je gethan,
„ob es Menschen auch nicht sah'n,
„trug die Wahrheit itzo laut
„und mit Unpartheilichkeit,
„ — mehr mit meinem Thun vertraut,
„als ich selbst — dem Richter vor.

„Ihre Schwester legt' es schnell
„in die Schale silberhell.
„Wonne flog in mir empor,
„denn der Richter sah's, und blickte
„mild auf mich herab, und nickte
„mir nun lächelnd Beifall zu;
„und ich horchte dann mit Ruh
„wieder nach der Göttin hin.

„Unpartheiisch, wie vorhin,
„wußte sie itzt meine Flecken,
„unbestechbar, aufzudecken;
„wo ich fiel und wo ich fehlte,
„wo ich meine Brüder quälte,
„wo ich, fremden Schmerz zu lindern,
„oder Uebel zu verhindern,
„je aus Trägheit unterließ;
„Alles, Alles that ihr Mund
„meinem großen Richter kund.
„Endlich schwieg sie, und verwies
„mich an ihre Schwester nun.
„Diese wog itzt all' mein Thun,
„Gut und Böses, ernstlich ab.

„Eine um die andre Schale
„stieg empor und sank hinab,
„bis, nach langem Kampfe, sich
„leicht und leichter, sichtbarlich
„meine Sündenschale hob,
„und im ganzen weiten Thale
„meiner Tugend lautes Lob
„tausendstimmig wiedertönte.
„Meine hohe Wonne krönte
„Minos durch den schönen Lohn,
„daß er mir ein Urtheil fällte,
„welches mich den hochbeglückten
„Geistern in Elysium
„auf beständig zugesellte.
„Lange stand ich freudig stumm,
„eh' ich Worte sammelte,
„meinen Dank ihm stammelte.
„Brüderliche Geister schmückten
„mich, bei traulich frohen Tänzen,
„mit den schönsten Blumenkränzen,
„um in ihre frohen Reihen
„mich als Bürger einzuweihen. —

„Schnell verstummten alle Lieder,
„und es floh aus dem Gedränge
„durch die tieferstaunte Menge,
„eine Jungfrau, hold und schlank,
„blickte bang nach mir, und sank
„an des Thrones Stufen nieder.

„„Minos,“ rief sie, „Minos höre
„„gnädig auf mein Flehn, und störe
„„unsre Freuden, unsre Lieder
„„durch den rauhen Fremdling nicht!“
„Und mit Angst im Angesicht
„zeigt' und blickte sie auf mich.
„Als der ernste Richter sich
„zu ihr neigte, sie zu hören,
„ach! da folgt' ich ihr mit schwerem
„heißbeklemmtem Herzen nach.
„Endlich so die Jungfrau sprach:

„„Eh' ich nach Elysium
„„aus des Vaters Armen eilte,
„„in der Menschenwelt noch weilte,
„„da betrat ich, stille Freuden
„„durch Gesänge zu verbreiten,

„„mit der schönsten Schwesterseele,
„„mit Salinas Philomele,
„„Terpsichorens Heiligthum.
„„Zärtlich schmolzen unsre Töne
„„oft im sanften Wechselsang
„„in der Flöte süßen Klang.
„„Manche unsrer guten Schwestern
„„dankten in der Wonn' Erguß
„„uns mit ihrem wärmsten Kuß;
„„Manche hörten auf zu lästern;
„„und Salinas Musensöhne
„„jauchzten Beifall uns entgegen.

„„Dieser Fremdling aber war,
„„ungerührt von unsern Liedern,
„„an der Spitze einer Schaar
„„von gar wilden, rauhen Brüdern,
„„störte unsre sanften Freuden,
„„konnt' an unsrer Angst sich weiden,
„„und entheiligte verwegen
„„Terpsichorens Heiligthum.
„„Er und seines Gleichen fanden
„„sich gar bald zusammen; standen

„„frevelnd, ohne sich zu scheuen
„„an der Thür des Saals in Reihen;
„„stampften wüthend mit den Füßen,
„„wilden Rossen gleich, den Boden,
„„daß ihr Toben wohl die Todten
„„in den Gräbern aus dem süßen
„„Schlummer hätte schrecken können.
„„Hohngelächter hörte man,
„„gräßlich und satanisch, dann,
„„wenn wir bang erbebten, tönen.
„„Und Salinas edle Frauen
„„hörten ihrer Töchter spotten,
„„gingen dann, mit Angst und Grauen,
„„durch die dichten Frevlerrotten.
„„Ihnen folgten, ob der Schmach,
„„mit gesenkten, scheuen Blicken,
„„zitternd dann die Mädchen nach;
„„und verscheucht war das Entzücken,
„„das, bei sanfter Lieder Klang,
„„ihre Herzen tief durchdrang.

„„Minos, großer Richter, höre
„„gnädig auf mein Flehn, und störe

„„unsre stillen Freuden nicht
„„durch den Fremdling, dem's an Sitte,
„„dem's an Werth, in unsrer Mitte
„„sich zu freun, so sehr gebricht!
„„Hätt' er auch für seine Jugend
„„noch so viel der ernsten Tugend,
„„werth zu loben und zu preisen,
„„Dir, o Richter, aufzuweisen:
„„kann er doch in unsern Reihen
„„brüderlich sich niemals freuen,
„„denn er trägt ein Herz im Busen,
„„das für jene sanftre Freuden,
„„die uns Grazien und Musen,
„„wenn sich Scherz und Anmuth küßt,
„„schwesterlich gepaart, bereiten,
„„ewig unempfindlich ist.“

„So die Jungfrau; ich erbebte,
„sank zu Boden hin, und strebte,
„tief beschämt, ohn' aufzusehn,
„mir Vergebung zu erflehn.

„Minos blickte nicht auf mich,
„wandte zu der Jungfrau sich:

„„Deine Bitte sey erhört,
„„daß Du ferner ungestört
„„mögest in den frohen Reihen
„„Dich mit Deinen Schwestern freuen!
„„Ewig irr' er hier herum,
„„einsam in Elysium,
„„daß er immer in der Nähe
„„Eure schöne Freuden sehe,
„„hin nach Euch, mit heißer Thräne,
„„ewig sich, verlassen, sehne!
„„Nimm ihm seinen Blumenkranz,
„„daß der schöne Strahlenglanz
„„ewig seinem Haupte fehle;
„„und mit immer scharfen Klauen,
„„sonst verbannt von diesen Auen,
„„stets der hagre Neid ihn quäle!"

„Als ich aufsah, waren schon
„alle Geister mir entflohn.
„Auf des ernsten Richters Wort,
„irrt' ich bang und einsam fort,
„über Berg' und über Höh'n,
„hörte fern das Lustgetön

„ewig froher Geisterschaaren,
„die im grünen Thale waren;
„und des Grases Veilchen tranken
„meine Thränen, die nun bange,
„über meine bleiche Wange,
„hin zu meinen Füßen sanken!
„Heißer, trunkner Liebe Schmerzen
„in dem angstgepreßten Herzen,
„wollt' ich zu dem theuren Schatten
„meiner Henriette eilen,
„um an ihrem süßen Munde
„die so tief geschlagne Wunde
„durch der Liebe Kuß zu heilen.
„Jammernd blickte sie nach mir;
„sie entfloh, und nur mit matten,
„trüben Blicken folgt' ich ihr.
„Traurig, daß das Herz mir brach,
„schlich ich drauf dem Pfade nach
„in den Hain, wo eine Schaar
„Geister froh beisammen war.
„Ohn' auf sie zu sehn und scheu
„wankt' ich, traurend, schon vorbei,
„als aus ihrer Mitte sich

„eilend Einer zu mir wandte. —
„Vater Semler war's — ich kannte
„an der Lieb' in Blick und Ton
„seinen Geist von weitem schon.
„Mitleidsvoll bei meinem Schmerz,
„drückt er stumm und weinend mich
„an sein biedres Vaterherz.
„„Muß ich, „seufzt' er," auch noch hier
„„über meine Kinder trauern?
„„Eile zu Salinas Mauern!
„„rette Deine Brüder mir!
„„ruf' in bangem Trauerton
„„ihnen Warnung dort entgegen,
„„dann empfängst Du meinen Segen;
„„und der Richter giebt, zum Lohn,
„„seine Gnade Dir vielleicht,
„„wenn Du Deinen Zweck erreicht."

„Dankend stürzt' ich ihm zu Füßen,
„seines Kleides Saum zu küssen. —
„Schnell, wie der Gedanke, fliegt,
„eilt' ich, Dir es zu verkünden,
„was mir auf dem Herzen liegt. —

„Rette mich und Deine Brüder,
„daß wir froh uns Alle wieder
„in Elysiums Thälern finden.“ —

Epilog.

Der Geist verließ mich mit Donner und
Blitzen;
ich schwitzt', und hörte nicht auf zu schwitzen,
bis ich nach einem Stündelein
in meinem Bettchen schlummert' ein.
Zwei Tage ging ich, bleich und stumm,
unschlüssig in der Stadt herum,
bis mir endlich ein Häuschen grün,
das eben die Sonne recht hell beschien,
gewaltig in die Augen fiel.
Ein schön Relief über der Thüre war,
das zeigte dem Zweifler sonnenklar,
daß es gewiß kein bloßes Spiel
erhitzter Phantasie gewesen,
was wir vom seligen Jonas lesen.
Man sieh't den Propheten mit halbem Leibe,

wie er zum Wallfisch just 'raus kuckt,
welcher ihn freundlich ans Ufer spuckt;
hat ein Hütchen, wie eine Scheibe,
und ein Wämschen von schwarzem Grund,
ist übrigens frisch und gesund *).

Lange blieb ich davor noch stehn,
um mir das Ding recht anzusehn;
wie ich aber nach Hause kam,
setzt' ich mich hin an den Tisch, und nahm
Feder, Dinte und Briefpapier,
und schrieb fast lahm die Finger mir;
denn des Propheten Konterfay
war mir im Herzen zu lebhaft und neu.
Thät' ich das Abenteuer nicht kund,
könnte in den gewaltigen Schlund
auch so ein Esel von Wallfisch mich schlucken,
der mich etwa vergäße, bei Zeiten
wieder aus seinen Eingeweiden
hin aufs trockne Land zu spucken.
Dieser Gefahr hab ich mich nun

*) Das Haus zum Wallfisch, unweit des Rolands, hatte über der Thür ein solches Schild.

möglichst gewissenhaft entladen;
wer nicht aufhört Sünde zu thun,
wird nicht mir, sondern sich nur schaden,
denn ich wasch' in Unschuld die Hände —
und — bin glücklich bis ans Ende.

Nun aber war die große Frage, wie das Ding öffentlich zu Tage gefördert werden solle? Es einer ordentlichen Buchhandlung anzubieten, fiel mir nicht ein, theils weil ich es überhaupt hiezu für zu gering achtete, theils weil ich aus meiner Autorschaft das strengste Geheimniß machen wollte. Glücklicherweise gab es damals einen kleinen Winkelverleger, einen verunglückten Buchdrucker, Namens Dost, welcher am Waage-Gebäude, in einem Duodezladen seinen kleinen Handel trieb. Zu diesem zu gehen, faßte ich mir ein Herz, in der beruhigenden Voraussetzung, daß er mich nicht kenne. Um die Sache recht pfiffig zu machen, damit nicht bekannt wer-

de, daß ich der Verfasser sey, sagte ich Herrn Dost, ich wisse, daß ein gewisser Student, den ich aber nicht nennen dürfe, ein Gedicht verfertigt habe als Rüge des vorgefallenen Scandals im letzten Konzert, und ich fragte daher, ob Herr Dost wohl geneigt sey, es in Verlag zu nehmen. Herr Dost schüttelte mit dem Kopfe: ich setzte also hinzu, daß gar kein Honorar verlangt werde; aber der Barbar erwiederte, daß es mit solcher Waare nichts sey, und daß er sie, auch ohne Honorar-Foderung, nicht haben möge. Ganz beschämt zog ich von dannen.

Mein Retter in der Noth war nun ein Herr Dreißig, ein sogenannter Kunsthändler, welcher mit Kupferstichen, selbstverfertigten Broschüren allerlei Art, und mit einer bleiernen Naturgeschichte, damals in einem kleinen Stübchen unter dem Rathhause, sein Wesen trieb. Dieser war großmüthig genug, als ich ihm, nothgedrungen, die Sache anvertraut hatte, mir den Rath zu geben, das Werk auf meine Kosten drucken, mit seiner Firma versehen zu lassen, und es ihm dann zum Verkauf zu übergeben. Wer war nun froher,

als ich! Ohne mich um die totale Plünderung meiner Kasse zu kümmern, ließ ich das große Werk, das aber, wider mein Erwarten, nur zwei Bogen stark wurde, drucken, und überlieferte die ganze Auflage — von, ich weiß nicht mehr, wie viel hundert Exemplaren — meinem buchhändlerischen Mäcen. Nur dessen erinnere ich mich noch, daß ich, so ein schlechter Rechner ich auch sonst war, doch mit freudigem Erstaunen herauscalculirte, welcher ansehnliche Gewinn durch den Absatz meines vervielfältigten Werks in meine Tasche fließen werde. Davon wollte ich dann meine kleinen Schulden (deren Betrag ich aber freilich eigentlich nicht kannte) bezahlen, meine Mutter mit einem ansehnlichen Geschenk erfreuen, meiner Dame du coeur, ganz incognito, eine allerliebste Ueberraschung bereiten, mir schöne Kupferstiche oder einige Handzeichnungen großer Meister kaufen, im nächsten Frühjahr eine Reise nach dem Harz oder nach Dresden machen — und Gott weiß, was ich Alles noch mit diesem leicht verdienten Gelde machen wollte! Durch diese Vorstellungen wurde meine Seele

mit einer solchen Freude erfüllt, daß es mir einen oder ein paar Tage hindurch wirklich schwer wurde, nicht jedem Bekannten, dem ich begegnete, jauchzend mein Glück zu verkündigen. Ich war ein leibhaftiges Abbild des glückseligen Landmädchens, das mit seiner Milch zur Stadt geht, und die phantastische Berechnung macht, wie das Geld für die verkaufte Milch ihr erst ein Huhn mit Eiern, dann ein Lamm, dann eine Kuh und endlich ein Bauergut einbringen soll. Doch ich war eigentlich noch ein schlechterer Projectmacher, als jenes Milchmädchen, denn das baute sein Luftschloß doch auf einen, wenigstens möglichen, steigenden Gewinn; ich hingegen wollte mit dem erträumten Ertrag meines Gedichts so Vielerlei auf einmal anfangen, daß die Ausführung, auch im glücklichsten Falle, gänzlich unmöglich war! Nur in Absicht des unerwarteten und schnellen, tragischen Endes meiner herrlichen Projecte glich mein Schicksal dem des Milchmädchens auf's Haar.

Als ich mir nemlich am folgenden Tage, nach der Ablieferung des größten Theils der Exem-

plare, in einer stillen Abendstunde das Vergnügen machen wollte, mein Werk noch einmal gedruckt zu lesen, mißfiel mir schon hier und da etwas daran; und als ich auf den letzten beiden Seiten auf den ausspuckenden Wallfisch stieß, bereute ich es schon als eine Uebereilung, daß ich mein Poem, wenn auch nicht neun Jahre, doch neun Tage, oder wenigstens drei Tage ruhig hatte liegen lassen, ehe ich es dem Druck übergab. Die nächste Folge dieser Betrachtungen und Selbstkritiken war eine fast schlaflose Nacht.

Dennoch konnte ich nicht unterlassen, am nächsten Morgen zu Herrn Dreißig zu gehn, um zu hören, wie viel Exemplare wohl schon verkauft wären? Als ich an seinem Fenster zwischen ein paar Strickmustern und einigen bleiernen Soldaten auch mein Werk zur Schau ausgestellt sah, fühlte ich, daß ich feuerroth im Gesicht wurde. Und als mir bald hernach Herr Dreißig sagte, daß schon ein paar Exemplare verkauft wären, mochte mein Gesicht unwillkürlich etwas von getäuschter Erwartung verrathen, denn von selbst fuhr er bald nachher in einem tröstlichen

Tone fort: „Es ist ja noch nicht bekannt!
„Wenn es erst bekannt wird: so wird schon mehr
„davon verkauft werden."

Jetzt trat ein vorübergehender Student an's Fenster, las den Titel meines Werkes, schien aber nicht neugierig genug nach dem Inhalt desselben zu seyn, um zwei Groschen an den Kauf eines Exemplars zu wenden, denn er besah mit flüchtigen Blicken nur noch das nachbarliche bleierne Militair, und eilte von dannen. „Ei," sagte Herr Dreyßig, „jetzt dachte ich gewiß,
„Sie könnten den Spaß haben, ein Exemplar ver-
„kaufen zu sehen, oder auch wohl selbst zu ver-
„kaufen — aber der arme Schlucker hat vermuth-
„lich keine zwei Groschen mehr von seinem Wech-
„sel übrig!"

Ich that mein Möglichstes, mir das Ansehen zu geben, als ob ich die Sache nur leicht nähme und nicht weiter beachtete; aber mit einer tiefen Schaam verließ ich die Dreißigsche Kunstbude, und wendete im Hinweggehn meine Augen weit ab von dem Fenster, um die Ausstellung meines Werks nicht mehr zu sehn. Es war

ein wunderlicher Widerspruch in mir. Auf der einen Seite war es mir empfindlich, daß erst ein paar Exemplare (nicht schon ein paar hundert) verkauft waren, und auf der andern Seite hatte ich an meiner Arbeit schon so viel auszusetzen, daß es mich reute, es nicht vor dem Druck noch einmal einer sorgfältigen Feile unterworfen zu haben. Ich war ganz uneins mit mir selbst!

Ich fing an, mein Werk abermals zu lesen, nicht mehr, um mich daran zu ergötzen, sondern nur, um zu sehen, ob ich gestern mit meinem Mißfallen recht gehabt habe, oder nicht. Aber ich hielt das Lesen dies Mal nicht lange aus, weil meine Arbeit mir mit jeder Seite widriger erschien. Ich schämte mich ihrer, als eines schlecht erfundenen und schlecht ausgeführten Products vorlauter Unüberlegtheit, mit jeder Minute mehr und mehr. Es wurde mir ein quälender Gedanke, daß Andere es lesen sollten, weil ich glaubte, daß Jedermann es für ganz elend und des Drucks unwürdig erklären müsse. Rasch war daher mein Entschluß gefaßt. Ich eilte zu Herrn Dreißig, sagte ihm, daß ich durchaus nichts

weiter davon verkauft wissen wolle, und ließ das zur Schau gestellte Exemplar augenblicklich vom Fenster hinweg nehmen. Die eingenommenen vier Groschen überließ ich stillschweigend Herrn Dreyßig für gehabte Bemühung, und hätte gern meinen letzten Thaler darum gegeben, wenn ich im Stande gewesen wäre, die beiden verkauften Exemplare wieder zurück zu kaufen; und ich vernichtete meinen Vorrath bis auf ein paar Exemplare, die ich, nach langer Verborgenheit, erst jetzt, beim Durchsuchen alter Papiere aufgefunden habe. Was ich damals nie wieder ansehen mochte, das habe ich jetzt, neun und dreißig Jahre später, mit lächelndem Gleichmuth auf's neue gelesen; und ohne ein Wort daran zu verändern, habe ich es hier mitgetheilt, als meinen ersten, eigenmächtigen Versuch, in die deutsche Schriftstellerwelt einzutreten. Von dieser Seite betrachtet, und da dies alte Probestück, wenn es auch an sich noch so unbedeutend ist, doch ein Hauptbeitrag zur Geschichte meiner poetischen Laufbahn ist, wird man hoffentlich diese Mittheilung nicht unzweckmäßig finden.

So hatte ich also den Milchtopf, der mir, wer weiß wie viel, einbringen sollte, in raschem Zorne selbst zerbrochen; und die Luftschlösser, welche ich auf die Aussicht des großen Geldgewinns gebaut hatte, waren im Nu zu zerplatzten Seifenblasen geworden. Doch das kümmerte mich keinen Augenblick; ich war froh, daß nirgends von meinem wundersamen Abenteuer die Rede war; und — leichten Sinnes, wie ich war — dachte ich sehr bald fast gar nicht mehr daran.

Die Pause, welche hierauf vielleicht in meinen poetischen Nebenbelustigungen eintrat, kann nicht lange gedauert haben, denn es bewegte bald nach jener Zeit eine leidenschaftliche Neigung mein Gemüth immer mehr; und je verschwiegener mein Mund darüber war, desto mehr mußte es mir Bedürfniß seyn, in stillen Stunden dem Papiere zu vertrauen, was ich gegen Niemanden aussprach. Diese Papiere hielt ich nicht nur vor Andern sehr geheim, sondern ich selbst bekam auch, wenn sie einmal beschrieben waren, wenig davon zu sehn, weil ich sie, wie der Zufall

es brachte, bald in diese, bald in jene Tasche steckte, so daß in der Regel die Bleistift=Schrift bald ganz unleserlich geworden, oder auch ein Blatt nach dem andern aus der Tasche verloren war. Vermißte ich von Zeit zu Zeit eine Parthie solcher Blätter: so bedauerte ich den gehabten Verlust an sich sehr wenig, sondern es beunruhigte mich nur der Gedanke, daß der Finder vielleicht meine Handschrift kenne, und diese nun Fremden das Geheimniß meines Herzens verrathe. Ich hatte mich von dem Sündenfalle meines verunglückten Schriftstellerei=Versuchs vollkommen wieder aufgerichtet, und ich war gänzlich wieder in den alten Zustand einer poetischen Unschuld zurückgekehrt, die sich, aus innerm, unwiderstehlichem Drange, nur gegen sich selbst aussprechen will, die den Ausdruck ihrer geheimen Empfindung, nicht allein in Beziehung auf Liebe, sondern auch in Beziehung auf Freundschaft, Religion und Naturgenuß, als etwas Heiliges ansieht, und die daher jede Kundmachung ihrer stillen Herzensergüsse als eine entweihende Verrätherei verschmäht. — Hierüber wird ein jüngeres Geschlecht, aufgewachsen

in einer Zeit, wo der, mehr oder weniger talentvolle Poet oft schon auf der Gymnasialbank nach dem eiteln Herumtreiben in belletristischen Zeitschriften und Taschenbüchern hinstrebt, freilich nicht wenig lächeln; aber mein Sinn war nun einmal so, wie ich ihn hier geschildert habe, und ich schäme mich seiner nicht nur keinesweges, sondern glaube vielmehr, daß er der richtigere, einem wahren, tiefen Gefühl angemessene ist.

Aber der Verführung zur Schriftstellerei sollte ich doch nicht lange mehr entgehn. — Etwa zu Anfange des Jahres 1793 fand ich in einem Intelligenzblatte der Hallischen Literatur-Zeitung die Ankündigung einer neuen Monatsschrift: Ida's Blumenkörbchen betitelt, die vorzugsweise der Unterhaltung des schönen Geschlechts gewidmet seyn, und in Berlin bei Morino und C. erscheinen sollte. Es wurden Kupfer und Musikbeilagen versprochen, und der ungenannte Herausgeber foderte die belletristischen Schriftsteller Deutschlands zur Einsendung von Beiträgen auf. Für den gedruckten Bogen in klein Oktav-Format wollte er drei oder vier Louisdor,

(ich weiß es nicht mehr gewiß) an Honorar zahlen.

Lachend und spottend las ich das eben Gelesene meinem Freunde Madai vor. Der gezierte Titel und die süßliche Ankündigung reizten unwiderstehlich meinen Spott, und das Honorar erschien mir so übertrieben hoch, daß ich dies Versprechen für nichts als eine Windbeutelei hielt. Mein Freund nahm die nemliche Ansicht von der Ankündigung, und wir meinten Beide, daß es einen hübschen Spas geben müßte, wenn Jemand die zierhafte Ida beim Worte nähme, und ihr einige empfindsame Blumen für ihr hingehaltenes Körbchen zuwürfe. Alsbald fing Madai an, mir zuzureden, daß ich dies thun möchte. Lustigen Muthes versprach ich es ihm; nur war ich für den Augenblick nicht mit mir einig, welchen Ton ich gegen die schöne Ida anstimmen solle. Am liebsten hätte ich sie persiflirt mit ihrem ganzen Plane; allein da hätte ich ihr volles Recht gegeben, meine Arbeit zürnend bei Seite zu legen, und ich hätte sie mit ihrer vermeintlichen Windbeutelei in Absicht des versprochenen

Honorars nicht entlarven können. Es leuchtete mir also sehr bald ein, daß ich ihr etwas einsenden müsse, was zu ihrem projectirten Krame passen könne. Nicht lange, so wurde ich mit mir darüber einig, daß ich den Beschauerinnen von Ida's Blumenkörbchen, ein wenig Lebensweisheit, gehüllt in ein leichtes, erzählendes Gewand, vortragen wolle. In meinen Erholungsstunden brachte ich dann, froher Laune, einen prosaischen Aufsatz: „Der verwelkte Kranz" zu Papiere. Da ich es aber mit einem pseudonymen Redacteur zu thun hatte, der sich als eine Blumen-Sammlerin maskirt hatte: so fiel mir ein, die Maske eines Gärtners vor das Gesicht zu halten, und mich Gärtner Ehrich zu nennen, um mit meinen beiden Namen Gottlob Eberhard wenigstens gleichlautende Anfangsbuchstaben aufzustellen. Ich schrieb daher im Fluge noch folgende kleine Zuschrift:

An Ida.

Ich hab' ein Blumenbeetchen,
Da zieh' ich mir manch Blümchen.
Am Bach, im stillen Walde,
Auf luft'ger Berge Höhen,
In finstern Felsenklüften,
Umglänzt von Luna's Fackel,
Und von Aurora's Schimmer,
Samml' ich dazu den Saamen.
Auch wiegt in süße Träume
Mich oft ein holdes Mädchen,
Mit Flügeln auf dem Haupte;
Läßt unter fernen Zonen
Mich Frohverirrten wandeln,
Und wirft mir manches Körnchen
Dann freundlich in die Hände.
Zwei holde Knaben lockern
Zum Säen mir den Boden,
Und lösen, immer wechselnd,
Sich ab bei ihrer Arbeit.
Ein Sohn der Freud' ist dieser,
Ein Sohn der Wehmuth jener:

Drum lächeln meine Blumen
Bald freundlich mir entgegen,
Bald hängen sie die Köpfchen
Tieftraurend hin zur Erde.
Doch unverkünstelt wachsen
Sie all' empor, und blühen,
Wie ihre gute Mutter,
Natur, die Farben mischet.
Die Frühlingssonn' erwärmet
Den Saft in ihren Blättern:
Drum flattert oftmals Amor
Zu meinen stillen Blumen,
Umweht sie mit den Flügeln,
Und kritzelt seinen Namen
Mit scharfgespitzten Pfeilen
In ihre zarten Blätter.
Drei schöne Schwestern aber
Stehn züchtig mir zur Seite,
Und rupfen von den Blumen
Des Unkrauts üpp'ge Pflanzen:
Denn ohne ihren Beistand
Würd' Alles bald verwildern.

Hier, Ida! eine Blume
Aus meinem kleinen Garten.
Gefällt sie Dir: so wirf sie
Mit in Dein Blumenkörbchen;
Wo nicht, so laß sie cito
Mir wieder überschicken.
Ich heiße Gärtner Ehrich.

Der verwelkte Kranz.

Spinne nur zu, liebe Meta, und laß Dich nicht stören; der Faden muß lang werden, eh' er zum Brauthemde reicht. Ich will Dir auch ein Geschichtchen erzählen, damit Dir die Zeit nicht lang werde; ein Geschichtchen von einer Mutter und von zwei Töchtern, die beide gerade so alt waren, wie Du jetzt bist; sie waren Zwillingsschwestern.

„Ob das Geschichtchen wahr ist?" — Ei freilich ist's wahr, Meta! und wenn's das auch

nicht wäre, so könntest Du's doch immer mit anhören. Lilli meinte neulich zwar: von Geschichten, die nicht wahr wären, hätte man ja weiter nichts. Ob es aber wohl recht ist, daß Lilli in einer Geschichte immer weiter nichts sucht, als die bloße Geschichte? Doch davon ein andermal.

In einem Lande, rings vom Meere umrauscht, — ich hätt' es gleich eine Insel nennen können — weit, weit von hier, und noch zu den Zeiten des blinden Heidenthums, lebte also einmal eine Mutter, die hatte zwei Töchter, gleich alt, gleich schön, gleich gut und beinah auch gleich klug. Welche von beiden die klügste war, sollst Du bald selbst rathen können. Ihre Namen hab' ich vergessen — die eine soll einmal Nanny und die andere Betty heißen.

Das Land war nur wenige Meilen lang und breit. Die Leute daselbst lebten fast immer in ziemlicher Eintracht und Vertraulichkeit. Städte hatten sie nicht; ihre Hütten lagen einzeln zerstreuet zwischen Gärten, Aeckern und Weinbergen. In der Mitte des Landes erhob sich ein

Berg — die Einwohner des Landes nannten ihn den heiligen Berg — den Gipfel desselben umkränzte ein kleiner Hain von Pappeln und Myrten, und in diesem Haine war wieder ein schöner grüner Platz, in dessen Mitte die steinerne Bildsäule der Göttin des Landes stand. Wie die Bildsäule dahin gekommen sey, wußte Niemand recht; darin stimmten aber alle Erzählungen überein, daß sie ein Geschenk der Göttin selbst sey, und daß von ihrer Aufbewahrung und Verehrung das Wohl der ganzen Insel abhange. Ueber derselben wölbten Jasmin und Rosen die schönste Laube, und rings umher waren der duftenden Lauben noch viele, für diejenigen, denen es war vergönnt worden, der Göttin Opfer zu bringen. Von dem Glücke, welches diese dort genössen, gingen gar mancherlei Sagen umher unter denen Jünglingen und Mädchen, welche das Heiligthum noch nicht betreten durften. Sie erzählten sich unter einander, sangen Liederchen davon, und sehnten sich alle nach der Einweihung in die geheimnißvollen, heiligen Lauben der Göttin: denn dort war ihr letztes, höchstes Ziel menschli-

cher Glückseligkeit. Die Väter und Mütter ermahnten ihre Kinder, fromm und gut zu seyn, dann werde ihr Glück in den Lauben, wer weiß wie groß, seyn; aber von dem Glücke selbst sagten sie weiter nichts: denn dieß war eben das Geheimniß.

Alljährlich, zur Zeit der Rosenblüthe, ward ein Fest gefeiert, welches allen Bewohnern der Insel heilig war, und an welchem alle am Fuße des heiligen Berges sich sammelten. Die Hauptfeierlichkeit dabei war die Einführung vieler Jünglinge und Mädchen in die schönen Lauben, und die Einweihung derselben in die Geheimnisse der Göttin. Aber kein Jüngling allein, kein Mädchen allein konnte hierzu gelangen, sondern nur immer Paar und Paar, ein Jüngling und ein Mädchen beisammen mußten es seyn. Hundert Tage vor dem Feste wurden durch den Oberpriester die Jünglinge und Mädchen genannt, welche an dem feierlichen Tage ins Heiligthum eingeführt werden sollten. Wer den Tag versäumte, gelangte hernach nie dazu, denn im folgenden Jahre wurden wieder andre Jüng-

linge und Mädchen genannt, und so ging das von Jahr zu Jahr fort. Jeder Jüngling empfing, so wie sein Name genannt wurde, einen weißen Stab, diesen mußt' er verwahren bis zum Feste. Jedes Mädchen empfing einen noch blätterlosen Rosenstock, diesen mußte sie in die Erde setzen und seiner warten und pflegen, und an dem Feste einen Kranz von selbst gezogenen Rosen auf ihrem Haupte tragen. Die weißen Stäbe der Jünglinge und die Kränze der Mädchen wurden dann am Abend des Festtages der Göttin geopfert. Der Jüngling mußte den Kranz seines Mädchens, und das Mädchen mußte den Stab ihres Jünglings auf den Altar der Göttin legen — dann erst durften sie eintreten in die heiligen Lauben, und Antheil nehmen an den Freuden, welche dort ihnen bereitet waren. Die Jünglinge trugen Sorge, ihre Stäbe hübsch weiß und reinlich zu erhalten, und manche putzten sie auch noch mit Bändern und allerlei künstlichem Schnitzwerk auf. Die Mädchen hingegen wetteiferten darin, recht schöne Rosen im Kranze zu haben; denn so wie sie selbst immer mit dem Jünglinge am

liebsten gingen, welcher den schönsten Stab hatte: so wußten sie auch, daß die Jünglinge immer das Mädchen am liebsten wählten, welches den schönsten Kranz in den Locken trug.

Findest Du das nicht sehr natürlich, Meta? Ich und Du, wir würden's Beide gewiß eben so gemacht haben, wenn wir in dem Lande gelebt hätten. — Doch ich habe ganz vergessen, daß ich Dir von Nanny und Betty erzählen wollte. Höre also weiter:

Nanny's und Betty's Namen waren von dem Oberpriester zugleich unter denen, welche am nächsten Feste in's Heiligthum der Göttin eingeführt werden sollten, genannt worden. Mit sanfterröthender Freude pflanzten sie ihre Rosenstöcke, und mit sehnsuchtsvollem Hoffen sahen sie dem Feste entgegen. So war beinahe der neun und neunzigste der langsam fortschleichenden Tage schon entflohn. Die Sonne verschwand eben hinter dem fernen Gebüsch, und mit den letzten Strahlen derselben eilten die beiden schönen Schwestern in ihren kleinen Garten, und begossen zum letztenmal die Rosenstöcke. O, Meta, könnt'

ich es Dir doch gleich hinmalen, wie ich mir die beiden Mädchen bei der Arbeit denke! Die Rosen blühten und dufteten so schön, wie sie sich sie nur wünschen konnten — der schönste Lohn für die Sorgfalt, mit der sie sie erzogen hatten — und heute begossen sie sie zum letztenmale. Da standen die Mädchen mit einer Thräne des Kummers im Auge, daß morgen die schönen Rosen gepflückt werden sollten; aber eh die Thräne noch die Wange hinabgerollt war, ward sie vom Lächeln ahnender Wonne schon zur Freudenthräne geweiht. „Heut zum letztenmale!“ seufzte Nanny, „und morgen — morgen,“ fiel Betty ein, „duften uns in den Lauben der Göttin noch „schönere Rosen!“

Ein höheres Roth überflog ihre Wangen, und mit freudig klopfendem Herzen sanken sie sprachlos einander in die Arme.

So überraschte sie ihre Mutter, welche langsam am Stabe aus der Hütte geschlichen kam. Sie flogen der schwachen Mutter entgegen, und setzten sich mit ihr auf die Rasenbank unter den Weinranken. Und nun schwatzte die gute

Mutter noch recht traulich mit den Töchtern, bis der Himmel über ihnen mit Sternen besäet war; gab ihnen der guten Regeln für den morgenden Tag noch viele, und ermahnte sie, mit Thränen im Auge, ja vorsichtig zu seyn, daß der festliche Tag nicht für sie verloren ginge. Besonders über die Wahl der Jünglinge sprach sie noch viel, denn sie war zu schwach, sie nach dem heiligen Berge zu begleiten und ihre Wahl bestimmen zu helfen.

Wählt nicht zu rasch! aber zögert auch nicht zu sehr mit eurem Entschlusse! — um diese goldne Regel drehten sich ihre Belehrungen. Da ward den Mädchen so bang um's Herz, daß sie seufzend sich an den Hals der Mutter hingen und weinten.

„Weint nicht, Kinder!“ — sprach die Mutter, — „die weise Hella ist meine Freundin. „Ihr Rath führte mich zum Glück, er wird „auch Euch auf den rechten Weg leiten, wenn „Ihr ihn befolgt. Geht muthig dort den schmalen „Pfad am Felsen hin, da werdet Ihr bald den „Schimmer ihres Lämpchens erblicken und ihre „kleine Hütte finden. Dort sitzt sie Jahrhun-

„derte schon beim Scheine ihres Lämpchens, lies't „im großen Buche der Zeit, und spendet guten „Rath Allen, die sie befragen." Dann umarmte die Muter ihre Töchter nochmals, und schlich nach ihrem Lager; Nanny und Betty aber traten den Weg zum Hüttchen der weisen Hella an. Bald erblickten sie den Schimmer des Lämpchens, und nicht lange, so standen sie vor Hella selbst. Sie wurden freundlich empfangen, und nachdem sie ihr Anliegen erzählt hatten, gab Hella einer Jeden ein kleines Bild, und fügte mit mütterlichem Ernste dazu: „So etwa muß „Dein Jüngling, Nanny — und so der Dei„nige, Betty, aussehen. Wählt nach diesen „Bildern, so wird Eure Wahl gut seyn, und Ihr „werdet glücklich werden." Die Mädchen dankten, und gingen heim.

Die Mutter lag schon in ruhigem Schlafe, als sie in ihr Hüttchen kamen, drum eilten sie gleich in ihr Kämmerlein, und besahn da, jede mit frohem Erstaunen, das Bild des Jünglings, mit dem sie morgen den Weg zum Heiligthume der Göttin antreten sollte. Die Bildchen hatten

die sonderbare Eigenschaft, daß sie nur von der konnten gesehen werden, welcher sie gehörten; drum riefen die Mädchen sich immer zu: „o „Nanny! — o Betty! — könntest Du das „Bild meines Jünglings sehen! — o wie glück„lich werde ich seyn!“

Bis um Mitternacht saßen sie im Genusse der Freude über ihre Bilder, eh sie auf's Lager sich legten. Kaum waren ihre Augen geschlossen, so sank ein schöner Traum auf Beider Stirn. Den Inhalt desselben kannst Du leicht rathen, Meta. Was war natürlicher, als daß ihnen von dem morgenden Tage und von den eben erhaltenen Bildern träumte? Wie sie wachend mit dem Anschaun derselben beschäftigt waren, so waren sie es auch jetzt schlafend. Aber in ihrer besten Freude wurden sie auf einmal durch einen Knaben gestört, welcher keck zu ihnen trat, und spöttisch auf ihre Bildchen hinsah. Endlich fing er gar an, das Alltägliche in den Zügen derselben zu tadeln, und sagte zu einer Jeden, daß ein Jüngling, wie der, welchen sie da vor sich sähe, ihrer bei weitem noch nicht würdig wäre. Dann

zog er ein andres Bild aus seinem Busen hervor, hielt es einer Jeden hin und sprach: „Die alte „Hella hat Dich schlecht versorgt, so muß Dein „Jüngling aussehen, wenn Du glücklich werden „willst.“

Nanny traute dem Knaben nicht, und wollte mit seinem Bilde nichts zu thun haben. Sie drehte sich weg von ihm, und schaute unverwandt nach dem Bilde, das ihr die weise Hella gab, bis der Knabe dessen überdrüssig ward, so vor ihr zu stehen, und sie endlich verließ. Aber Betty hielt es für klüger, wenigstens hinzuschauen nach dem Bilde des Knaben. Sie that es — und o wie freuete sie sich darüber, daß sie es gethan hatte! Welch ein göttliches Bild, welche himmlische Züge erblickte sie nicht! Wie neben der aufgehenden Sonne der erbleichende Mond, so beschämt in seiner Dürftigkeit stand neben dem Bilde, welches der Knabe ihr hinhielt, das Bild, welches die Alte ihr geschenkt hatte. Nach diesem vermogte sie kaum noch hinzusehen; von jenem konnte sie den Blick gar nicht mehr wegwenden. Solche Sanftheit in jedem

Zuge, solche Hoheit im Blicke, solch ein unbeschreiblicher Zauber über das Ganze ausgegossen, wie hätte sie das Alles sehen können, ohne daß ihr Herz ihr, wie mit tausend Stimmen, zugerufen hätte, was der Knabe ihr immer zurief: „Dieser ist der Jüngling, welchen Du wählen „mußt Betty, wenn Du ganz glücklich werden „willst."

Sie bat den Knaben, ihr das Bild zu schenken. Der Knabe gab's ihr; nun hielt sie es in ihren Händen, küßte es, drückte es an ihre Brust — da erwachte sie, und verschwunden war der schöne Traum mit dem Knaben. Voll Unmuth sah sie nun wachend das Bild der weisen Hella an, aber das Bild des Traumes stand noch lebendig in ihrer Seele, und regte da ein Heer sonst nie gekannter Wünsche auf.

Jetzt erwachte auch Nanny. Das Morgenroth fing eben an den Himmel zu hellen. Beide Mädchen eilten in den Garten, brachen die bethauten Rosen, faßten sie in zwei Kränze, so schön, als man sie noch nie vorher auf der Insel sah, und, umglänzt von den ersten Strahlen der Sonne,

wanden sie sie in ihre Locken: denn so wollt' es das Gesetz.

Sanftruhig irrte Nanny in den Gebüschen des kleinen Gartens umher, denn noch war's nicht Zeit, auf dem Versammlungsplatze zu erscheinen. Unruhig, mit Fiebergluth auf den Wangen, flog Betty in ihre Kammer. Da lagen Pinsel und Farben. Sie fing an, nach dem Ideale des Traumes ihr Bild zu verändern, gab den Wangen und Lippen ein höheres Roth, wölbte kühner die Bogen der Augen, gab dem Munde ein gefälligeres Lächeln und der Stirn noch mehr Hoheit; sogar das Schnitzwerk des Stabes blieb nicht unverändert: hier setzte sie etwas zu, dort nahm sie etwas ab, und so ging das fort, bis endlich ihre Schwester sie rief, und das Bild sich nicht mehr ähnlich sah.

Ob es aber wirklich gewonnen hatte, willst Du wissen, Meta? — Betty glaubte es, aber ich zweifle sehr daran. Du weißt ja, was daraus wird, wenn man so viel künstelt, abnimmt und zusetzt, zumal an fremder Arbeit: ge=

wöhnlich wird's was Verschrobenes. Doch höre weiter, Meta.

Die Stunde war gekommen, da man auf dem Versammlungsplatze erscheinen mußte. Nanny und Betty empfingen unter Glückwünschungen und Thränen den segenvollen Abschiedskuß der Mutter, und traten dann züchtig ihre Wallfahrt an. Nach einem halben Stündchen waren sie auf dem Versammlungsplatze angelangt, welchem von allen Seiten Jünglinge und Mädchen zuströmten. Welch ein reizendes Gewühl gab es dort! Wie bescheiden standen Manche da in dem ruhigen Besitze ihrer unverkennbaren Vorzüge. Durch wie viele Mittel der Klugheit und der Thorheit versuchten Andre wieder, sich geltend zu machen! Hier ein Auge, das hoffend und fürchtend unter der Schaar umherirrte; dort eine Wange, in dem Gefühle gewisser Glückseligkeit, schöner als alle Rosen geröthet; hier das Geseufze übersehener Sehnsucht; dort das Gelispel der Vertraulichkeit und der Freude; kurz, Meta, alle die Aeußerungen, welche Hoffnung, Angst, Freude und Verdruß auf tausenderlei Weise bei

tausend verschieden charakterisirten Menschen hervorzubringen vermögen, mußt Du Dir hier, nebeneinander gestellt, denken, wenn Du Dir eine Vorstellung von dieser Scene machen willst. Nicht einen Augenblick Stillstand in dem großen Gemälde! Die Mädchen saßen, gingen, tanzten, oder pflückten Blumen; die Jünglinge thaten ein Gleiches; aber nach und nach schlichen diese ernstlicher jenen nach, musterten die Rosenkränze, und ließen ihre Stäbe mustern. Hier fand sich nach und nach ein Paar zusammen und dort auch eins; hier bedurft' es kaum eines Blickes, so flog man sich schon entgegen; dort mußte ein Jüngling alle Künste der Ueberredung aufbieten, um sein erwähltes Mädchen sich geneigt zu machen; hier, nachdem man sich vereinigt hatte, in jeder Miene Ausdruck der reinsten Freude; dort Unmuth und Reue über den zu raschen Entschluß. —

So sah es um und neben Nanny und Betty aus; aber sie ließen sich dadurch nicht stören, sondern sie schauten von Zeit zu Zeit versteckt nach den Bildern, die sie bei sich hatten,

und verglichen damit die Jünglinge, die sich ihnen näherten. Doch noch keiner hielt die Vergleichung ganz aus. Besonders mit Betty's Bilde wollte kein Gesicht, auch nur entfernt, übereinstimmen, so viele sich nach und nach zu ihr drängten und ihr die Hand zur Wanderschaft boten. Aber Nanny erblickte endlich in dem Gewühl einen Jüngling, dessen Auge suchend umherirrte. Wie ein elektrischer Schlag bebt' es ihr durch jede Nerve. Der Jüngling erblickte auch sie, und näherte sich ihr freudig. Schon wollt' ihm Nanny entgegenfliegen, doch Hella's Ermahnung fiel ihr schnell ein. Sie schaute das Bild an, dann wieder den Jüngling; sie verglich — Alles traf zu — o, er war es, er mußt' es seyn, den das Schicksal für sie bestimmt hatte! Er ergriff ihre Hand, und sie vermogt' es nicht, sie zurückzuziehen, denn Ahnung des schönsten Glückes hüpfte freudig durch alle ihre Pulse hin. So freudig grüßen sich unter den Blumen des Frühlings zwei schöne Schmetterlinge kaum, die, ihrer düstern Hülle eben entflohn, nach langem fühllosem Schlaf zum neuen Leben in

einer schönern Welt erwacht sind, wie sich Nanny und ihr Erwählter grüßten. Das war die Sonne nicht mehr, glaubten sie, die sie vorher sahn, ehe sie sich gefunden hatten; das nicht der Rasen mehr, auf dem sie vorher wandelten; ihre Gefühle hatten sich unermeßlich erweitert und erneut, drum däucht' es ihnen auch, es habe die ganze Welt um sie her sich verjüngt und verschönt. Arm in Arm mischten sie sich unter die Reihen derer, welche schon den Weg zum Gipfel des Berges wandelten.

Wie hätte Betty sich freuen müssen, hätte sie die Glücklichen gesehn! aber Betty war eben mit dem Anschaun ihres Bildes zu sehr beschäftigt. Ein Jüngling stand vor ihr, gut und bieder, wie Nanny's Jüngling. Gesundheit blühte auf seinen Wangen, Treue und Sanftheit sprachen aus seinem Blicke, Muth und Verstand leuchtete um seine Stirn, rein und unbefleckt, wie sein Wandel, war sein Stab — o, er glich dem Bilde gewiß, das die weise Hella ihr geschenkt hatte. Er bot ihr die Hand, da war es ihr, als flüstert' es um ihr Ohr, wie Hella's

Stimme, und ihrem Herzen tönten die Worte freundlich und süß, welche sie vernahm. Schon begegnete unwillkürlich ihre Hand der seinigen; schon hing ihr Blick mit Wohlgefallen an ihm: als in leichtem Nebel schwebend, plötzlich der Knabe des Traums mit seinem zauberischen Bilde sich zwischen sie und den Jüngling drängte. Nun sah sie das Bild nur noch, und den Jüngling nicht mehr; schnell zog sie die Hand ihm zurück, und er ging seufzend hinweg. —

Das arme, betrogene Mädchen! Immer nur an dem verführerischen Bilde, das seines Gleichen auf der ganzen Insel schwerlich fand, hing ihr Blick, und darüber sah sie nicht, daß die Sonne schon hoch über ihr stand, daß die Rosen ihres Kranzes schon allmählich zu welken begannen, daß der vereinigten Paare schon immer Mehrere, und der noch suchenden Jünglinge immer Wenigere wurden. Selten und seltener ward es schon, daß einer sich ihr näherte, denn ihr welkender Kranz lockte nicht mehr, und ihr Stolz schreckte zurück, und unter den Wenigen nun, leider! keiner mehr, der des Vergleichs mit

Hella's oder mit des Knaben Bilde würdig gewesen wäre. Als endlich der Mittag schon vorüber war, und sie, aus der vorher so großen Schaar, fast die Einzige, verlassen da stand; als ihr Auge nun den vorhin verstoßenen Jüngling ängstlich suchte, und sie ihn dann in weiter Ferne, am Arm eines andern Mädchen, neben Nanny und deren Erwähltem auf dem Berge, nah am Myrtenhaine, erblickte: o, Meta, wie ward da dem armen unglücklichen Mädchen zu Muthe! Ohne Hoffnung und ohne Trost stand sie nun da, sie, zu der noch vor kurzem in stiller Ehrfurcht sich Alles drängte. Der schöne Tag war nun unwiederbringlich verloren, und spottend ging dieser, bemitleidend ging jener vorüber. Wie Schuppen fiel es von ihren Augen. Daß sie eine Thörin gewesen war, und daß sie durch ihre Thorheit sich um das Glück der Geweihten gebracht hatte, fiel ihr itzt schrecklich auf's Herz. Weinend sank sie hin und verhüllte ihr Gesicht. Die Natur um sie her war feierlich schön, aber Betty sah und fühlte nichts, als

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

ihr Elend. Immer tiefer neigte sich die Sonne am Himmel; von den heiligen Lauben herab schallten die Triumphgesänge der Glücklichen jauchzend in's Thal. Schrecklicher als alle Donner tönten sie in Betty's Ohr. Sie fluchte sich und dem verführerischen Knaben, und zähneknirschend zerriß sie das Bild, dem sie ihr Glück geopfert hatte. Abendwinde spielten damit unter den Blumen des Grases, und Betty floh durch's finsterste Gebüsch der einsamen mütterlichen Hütte zu. Dort schloß sie einsam sich in ihr Kämmerlein, hing weinend den verwelkten Kranz zum Zeichen ihrer Thorheit auf, und verlebte traurig und düster ihre übrigen Tage. Die gute Mutter sank traurig und kummervoll vor der Zeit in's Grab, und auch der glücklichen Nanny Auge trübte sich, wenn ihr Blick auf die unglückliche Schwester fiel.

O, weine, Meta! weine um die unglückliche Betty, und erzähle ihre Geschichte Deinen Schwestern. Betty war gut, aber ein verführerischer Traum machte sie elend. —

Auch von Deinen guten Schwestern träumen viele, wie Betty träumte.

Ehrich.

Nachdem diese Herrlichkeiten ziemlich sauber abgeschrieben waren, und ich noch, zur Bewahrung meines Incognito's, ein Blatt mit der Addresse eines meiner Freunde in Merseburg, wohin die Antwort an mich geschickt werden solle, beigefügt hatte, trug ich das wichtige Päcklein, der Sicherheit wegen, selbst auf die Post, und war ein paar Tage lang nicht ohne Besorgniß, ob es auch nicht verloren gehen werde. Doch ein günstiges Gestirn lachte darauf herab. Es kam nicht nur wohl behalten nach Berlin, sondern es fand auch, über Erwarten, Gnade vor den Augen der schönen Ida. Ich erhielt von ihr einen Brief auf schönem, englischen Papier, worin sie mir schrieb, daß unter vielen eingesandten Beiträgen die meinigen von ihren mitberathenden Freunden vorzugsweise der Aufnahme für würdig erklärt

worden wären. Ihre Huld ging noch weiter: sie foderte den Gärtner Ehrich ernstlich auf, ihr aus seinem Garten noch mehrere Blumen für ihr Körbchen zu senden.

Es wäre Affectation, wenn ich leugnen wollte, daß dieser glatte Brief mit seinem beifälligen Inhalte mich gar sehr erfreute, und je weniger ich einen solchen erwartet hatte, desto angenehmer mußte ich dadurch überrascht werden. Ich durchsuchte nun Schreibpult und Taschen, las Einiges, wovon die Bleistift-Schrift noch nicht ganz unleserlich geworden war, zusammen, und schrieb noch eine kleine Erzählung: Der Wanderer, dazu, in welcher ich bildlich darzustellen suchte, wie Freundschaft und Liebe auf dem klippen- und dornenvollen Pfade durch's Leben den Menschen tröstlich und hülfreich begleiten. Sehr bald beförderte ich also eine zweite Sendung an die schöne Ida, wovon ich, als ein paar Probestücke aus jener frühern Zeit, hier wenigstens zwei Sachen mittheilen will.

Eine kleine, isolirte, mit einigem wildem Rosengesträuch und ein paar Rüstern bewachsene,

Felsenparthie auf der Gimritzer Wiese unweit Halle war im Anfange der neunziger Jahre das gewöhnliche Ziel meiner Spatziergänge. Ich hatte da auf der Höhe eine lachende Aussicht in die Umgegend, und unten an den Bäumen auf einer kleinen, aus Gestein und Rasenstücken zusammengesetzten Bank einen ganz versteckten, schattigen Sitz. Ich wurde da nie durch einen Spatziergänger gestört, las und schrieb da an schönen Sommerabenden zu meiner Erholung, und nannte diesen meinen damaligen Lieblingsaufenthalt meine poetische Einsiedelei. Jetzt ist jene Felsenparthie das Eigenthum eines meiner Freunde geworden, der sehr sinnig zu pflanzen versteht, und durch diesen zu einer englischen Gartenparthie umgewandelt worden. Stehe ich auf der äußersten Spitze meines Gartens über dem Giebichensteiner Steinbruche, so liegt sie mir, jenseit des Hauptarms der Saale, ziemlich nahe gegenüber, und es ist mir noch jetzt eine der angenehmsten Erinnerungen, wenn ich, vierzig Jahre rückwärts blickend, an jene stillglücklichen Stunden denke. Daß mich in jener Zeit mit-

unter eine empfindelnde Laune anwandelte, das konnte nicht fehlen. In einer solchen schrieb ich den folgenden Aufsatz:

Der Hügel.

Lieber Hügel! hier ruht es sich so sanft, so schön! gönne friedlich dies Plätzchen auf deinem bunten Teppich mir! hier weht's so kühl um meine Schläfe! hier nickt, geschaukelt von kosenden Winden, vertraulich seinem Nachbar jedes Hälmchen zu.

Laß mich hier ruhn, lieber Hügel, denn hier ruht sich's so schön! Keine deiner Blumen will ich zertreten, die so freundlich dastehn im Grase, hierher und dorthin geworfen vom Zufall, ohne daß der Kunst spielende Hände sie ordneten.

Ein Sträuschen möcht' ich gern davon mir pflücken, es aufbewahren, und dabei des schönen Hügels denken; aber sie dauern mich, die lieblichen Blümchen! Ich lasse sie leben und blühn; vielleicht, daß morgen ein holdes Mädchen hier

steht, sie freudig anschaut, und aus warmen Herzen dann zum Himmel schwört, unschuldig und bescheiden stets, wie sie, zu seyn.

Sey unbekümmert, kleines Würmchen, in dem sanftgebogenen, unschuldfarbenen Kelche! Sey unbekümmert: ich störe deine Freuden nicht. Und ihr, o holde Blümchen, versteckt euch nicht im wehenden Grase! so schön ihr auch schimmert: ich pflück' euch nicht, ich lass' euch leben und blühn, bis ihr unter der Hand des tödtenden Winters sinkt. —

Mir ist so wohl! So heiter, wie der blaue Himmel über mir, ist meine ganze Seele; und so im Vollgenusse meines Wohlseyns sollt' ich Freude stören, sollt' ich tödten können? — Ja, wenn es trüb' in meiner Seele aussäh', wie der Wolkenhimmel in der Gewitternacht, und ich finge mit dem Zufall an zu hadern, daß er zu keinem Fürsten mich gemacht: dann würf' ich stolz und zürnend vielleicht mein Haupt empor, und trät' euch, schwache Blümchen, in meiner Uebermacht aufblähendem Gefühle, unter meine

Füße, und glaubte dann, ein Fürst zu seyn! — Allein mir ist so wohl! ich bin so glücklich! O, wären's alle Fürsten doch so, wie ich! dann könnten sie nicht tödten. — Doch, Fürsten können ja selten nur so glücklich seyn! Drum tausend Dank, du guter Zufall, dir, daß du zu keinem Fürsten mich gemacht! — — Auf keinem Throne würd' ich so friedlich ruhn, wie hier. — Von allen Seiten her lacht Alles mich so freundlich an! Von Berg, und Fels, und Busch die Gegend hier so malerisch umkränzt! Und dort die weite Aussicht über Wiesen und Felder, und über die stillen Hütten Derer, die ich liebe, die mich wieder lieben! Und rechts und links der blaue Fluß, in dem sich Busch und Felsen spiegeln! Da gleiten die Kähne, so fröhlich von Wellen umtanzt, vorbei, gefüllt mit fettem Grase, das unter der Sichel der schäkernden Mädchen sank! — O! schaukelt nicht so wild den kleinen Kahn, ihr muthwilligen Mädchen! Schon manchen eurer Brüder verschlang der gekrümmte Fluß! dann weinten Eltern, Kinder und Geliebte; rangen angstvoll die Händ'

am Ufer, und konnten den Gesunkenen nicht retten! —

Seht! o seht! Dort gleitete vom steilen Ufer ein weißes Lämmchen in den Fluß! Seht, wie es sich zu retten strebt, und immer wieder sinkt, und nicht das hohe Ufer zu erklimmen vermag! — Hörst du das Angstgeschrei deines Lieblings nicht, sorgloser Hirt? Binde doch lieber morgen dort auf dem hohen grünen Berge ein Körbchen für dein Mädchen, und rette dafür jetzt dein liebstes weißes Lämmchen! — Umsonst! Da reißt der starke Strom es mit sich fort, und blökend irrt die Mutter am Ufer auf und ab, und klagt um ihr verlornes Lämmchen! —

Wie mir so bang nun wird! Mich jammert es so sehr, und ach! ich kann's nicht retten, und soll's sterben sehn! Der Anblick thut so weh, und doch sucht unwillkürlich immer mein Auge die Jammerscene! —

Wie ruhte sich's vorher so schön auf deinem Teppich, friedlicher Hügel! Mit den Fittigen des Abendwindes säuselte sie um meine

Stirn, die Tochter der Natur, die lächelnde Freude! Aber nun tanzt sie nicht mehr zu mir durch deine Blumen, o Hügel! Sie sah den Jammeranblick, und floh. — Schöner Hügel, leb wohl! — Ich flieh' ihr nach: vielleicht find' ich sie wieder in der Schattennacht jener Bäume, oder im traulichen Zirkel meiner Freunde, daß sie den Unmuth von der Stirn mir küsse.

E.

Auf der nemlichen Stelle schrieb ich in jener Zeit auch das folgende Gedicht:

Lottchens Glaubensbekenntniß
als sie mit gar gelehrten Leuten war in Gesellschaft gewesen *).

'S ist Alles voll Gelehrsamkeit
Bei ihnen im Gehirn!

*) Sollte eigentlich heißen: Mein Glaubensbekenntniß, als ich u. s. w.

Und Falten ziehn sich, tief und breit,
Hin über ihre Stirn!

In ihren Stuben sitzen sie,
Wie Unken tief im Teich;
Und grübeln stets und freun sich nie,
Und werden krank und bleich.

Verachten Alles neben sich,
Was nicht ihr Fähnlein trägt,
Nicht ihre Gegner ritterlich
Mit Wehr und Waffen schlägt.

Sie martern sich ohn' Unterlaß — —
Und werden alt dabei —
Es recht zu demonstriren, daß
Ein Gott im Himmel sey.

Verwerfen's und behaupten's bald,
Beweisen's leicht und schwer;
Sind aber stets dabei so kalt,
Als ob's ihr Ernst nicht wär'.

Da legen sie die Finger an
Die Nase tiefgelehrt,
Und denken dann und husten dann,
Daß man's im Garten hört.

Und wenn sie nun recht tief gedacht,
Schläft Mancher drüber ein —
Der glaubt dann, wenn er aufgewacht,
Ein Philosoph zu seyn.

Und Andre schreiben Bücher gar,
Die hungern viel dabei;
Und beißen oft, mit Haut und Haar,
Die Federn all' entzwei.

Wenn nun ein Büchlein fertig ist,
Wird's, wie ein Ei, bekräht;
Weil's so gelehrt geschrieben ist,
Daß Niemand es versteht.

Tiefsinnig wird's alsdann bekuckt,
Gefragt wird mancherlei;
Zum Beispiel, wer es abgedruckt,
Und wer Verfasser sey? —

Nun wird viel Witz herbeigebracht —
Man tadelt und man lobt;
Der Eine pfeift, der Andre lacht,
Der Dritte schilt und tobt.

Wem's dann an Gründen just gebricht,
Der fängt zu schreien an;

Und schreiet nun voll Zuversicht,
So sehr er schreien kann. —

Dem lieben Gott zu Ehren sey's,
Glaubt Jeder nun, geschehn,
Und lobt sich seinen Hauptbeweis
Noch beim nach Hausegehn.

Die armen, armen Leutchen die,
Mit ihrer Weisheit all!
Ein ärmer's Völkchen gab es nie,
Seit Mutter Eva's Fall!

Sie laufen ewig her und hin,
Und wissen nicht, wonach?
Und haben ewig trüben Sinn,
Den ich nicht leiden mag.

Mag auch von ihren Büchern nichts!
Ich habe Wald und Flur —
Da les' ich, heitern Angesichts,
Im Buche der Natur.

Das liegt so offen vor mir da —
So offen und so wahr —
Mir, wo ich wandle, stets so nah,
Und alles drin so klar.

Ich sehe Wesen ohne Zahl,
So weit mein Auge dringt;
Seh', wie sich Alles allzumal
In eine Kette schlingt.

Ich sehe, wenn die Sonn' empor
Mit hoher Glut sich hebt,
Wie neues Leben dann hervor
Aus jedem Halme strebt.

Schon manches Frühlings Rosen brach
Ich freudetrunken ab,
Und sah es, wie er nach und nach
Uns Gras und Blumen gab.

Des Früh- und Spätroths Feuerglanz,
Am Himmel hingestreut,
Belauscht' ich oft — genoß ihn ganz
In seiner Herrlichkeit.

Umweht die Nacht mich still und kühl,
Dann schweben über mir
Der Sternlein so unzählig viel
In ewig schöner Zier;

Dann wird's so ahnend mir zu Sinn,
Umweht's so heilig mich —

Dann weiht die Stelle, wo ich bin,
Zum Tempel Gottes sich.

Und jeder Nerve Beben ist
Mir dann ein lauter Ruf:
Was zweifelst du! gewiß, es ist
Ein Gott, der Alles schuf.

Dann leg' ich stumm die Hand auf's Herz —
Vermag zu beten nicht —
Ich blicke staunend himmelwärts
Voll Ruh und Zuversicht.

Dieses und noch Einiges, theils in prosaischer, theils in poetischer Form, ging nun mit einem Briefe, der meinen Namen aussagte, nach Berlin ab. Statt der Ida-Maske schrieb nun ein Doktor M**, als Redacteur, an mich, und foderte mich auf, ein treuer Mitarbeiter an seiner Zeitschrift zu werden, wozu ich mich indessen, aus Mangel an Zeit, nicht anheischig machen mochte, da ich nur schrieb, wenn ich es, aus Laune oder Gefühl, eben nicht lassen konnte, und

ich es bei meiner ersten Anknüpfung dieser Verbindung durchaus nicht auf eine ernstliche Schriftstellerei, sondern nur auf eine versteckte Neckerei abgesehen hatte.

Als ich indessen in dem Aprilstück von Ida's Blumenkörbchen meine beiden ersten Beiträge, und noch ein schäferliches Gedicht: Lykons und Lyda's Todesfeier, auf hübschem, weißem Schreibpapier, sauber, wenn auch mit einigen Fehlern, abgedruckt fand, betrachtete ich sie in dieser Ausstattung mit einem sehr vergnügten Wohlgefallen. Aber das Maistück brachte mir noch ein paar besondere Ueberraschungen. Ich fand da nicht nur vier Stücke von mir abgedruckt, sondern auch, Seite 81 und 82 eine Zuschrift an Ida, welche der meinigen im Aprilstück, in Idee und Form, gänzlich nachgeahmt war, und Seite 88 folgende, an mich gerichtete Dedication:

Genius Zelindor,

eine kleine Erzählung.

(Dem artigen Gärtner Ehrich gewidmet.)

Maskenfreiheit, artiger Gärtner! — Du trittst in den eröffneten Versammlungssaal mit einem Anstande, der den Kreis der Neugierigen um Dich lockt. Unter ihnen ist auch ein Mädchen, das Deine Blumen bewundert, und, nach ihrem lieblichen Aussehn, sie für einige der ächten erkennt, welche getränkt vom Silber der Hippokrene blühn. — Wahrheit hat ihren Freundinnen, den Musen, die zarten Pflanzen geschenkt, und unter Deiner glücklichen Hand gedeihen sie, Herz und Auge zu erfreuen. Reiche dem einfach geschmückten Hirtenmädchen die Hand, und sieh — sie schreibt Dir den Namen, Emma! Doch laß Dich nicht irren, Du kennest sie nicht! Der wenige Schmuck in ihrem Haar und an ihrem Busen sieht vielleicht auch dem Eigenthume irgend einer Muse ähnlich, aber für die Maske schmückt ja wohl manche liebenswürdige Gebieterin ihr drolliges Kammermädchen! Bewahre

diese Blätter zum Andenken der Unbekannten, und möchte die kleine Erzählung, welche sie enthalten, Dir nicht unwillkommen seyn, sie beim Warten Deiner Blumen, oder im Schatten anmuthiger Lauben, welche Deine Hand verschwisterte, Deinem lieblich blühenden Gärtnermädchen mitzutheilen! — —

So schmeichelhaft dies auch für einen jungen Schriftsteller bei seinem ersten öffentlichen Erscheinen war, so verleitete es mich doch keinesweges zu Eitelkeit oder Ueberschätzung meiner Arbeiten. Es bestach mich blos, die mir dedicirte Erzählung der holden Unbekannten mit einem günstigen Vorurtheil zu lesen. Auch ein paar andere Sachen von ihr gefielen mir deshalb besser, als es sonst wohl der Fall gewesen seyn würde. Und nach dem alten Sprüchworte, daß eine Liebe der andern werth sey, schrieb ich ihr eine Antwort, die an die Spitze des Juniusstücks gestellt wurde. Sie lautete also:

An Emma.

„Du bist sehr gütig gegen mich, Emma!
„so zuvorkommend gütig, daß ich Dir mit nichts
„zu danken weiß, als mit der Versicherung: Ich
„fühle den Werth Deiner Güte.

„In Ida's Körbchen warf ich, zum ersten=
„male zur öffentlichen Beschauung, einige meiner
„Blumen hin; doch drückt' ich, eh' ich auftrat,
„tief meinen Gärtnerhut in's Gesicht, damit man
„mein unwillkürliches Erröthen nicht sähe, wenn
„Dieser oder Jener etwa spräche, „Deine Blumen
„gefallen mir nicht."

„Und nun, seitdem Du mich gelobt hast,
„Emma, ist mein Hut mir doppelt werth gewor=
„den; denn auch die hohe Schaamröthe, die mein
„Gesicht überfliegt, wenn ich mich frage: ob ich
„Dein Lob wohl verdiene? kann ich unter seinem
„Schatten verstecken.

„Aufmerksam hab' ich jedem Worte Deiner
„Erzählung gehorcht," u. s. w.

Späterhin sagte mir der Redacteur jener Zeitschrift, dessen Bekanntschaft ich in Leipzig

machte, daß meine Emma eine Frau von K** in Berlin sey. Elf Jahre später lernte ich sie dort auch persönlich kennen, und auf besondere Veranlassung wechselten wir, noch später, einige Briefe miteinander. Hiermit war aber unsere romantische Verbindung zu Ende, denn nicht lange nachher erfuhr ich, daß sie gestorben sey.

Schon während des Druckes meiner Beiträge, ohne daß ich des mir zukommenden Honorars mit einem Wort erwähnt hatte, überschickte mir die Verlagshandlung ein großes Paket kostbarer Kupferstichwerke, mit der schriftlichen Erklärung, daß ich ihr als ein Freund von Werken der Kunst gerühmt worden sey, und sie also meinen Wünschen entgegen zu kommen glaube, indem sie mir, zur Abtragung ihrer Honorarschuld, die beikommenden trefflichen Werke anbiete, daß sie aber auch zu baarer Zahlung bereit sey, wenn mir ihr Vorschlag nicht angenehm seyn sollte. Ich wählte mir das annehmlichste Werk, im Preise von 2 Louisd'ors, aus, sandte das Uebrige mit einer höflichen Ablehnung zurück, und wartete ruhig ab, was sich weiter ergeben

werde. — Nicht lange darauf bot sich mir, auf's Unerwartetste, eine Gelegenheit dar, kostenfrei mit Extrapost nach Oppenheim bei Mainz zu reisen. Mein Entschluß war schnell gefaßt. Ich packte ein wenig Wäsche zusammen, steckte mein vorräthiges Geld in die Tasche, und saß nach einer Stunde im Wagen. Nachdem ich mich in Oppenheim umgesehn, wanderte ich um das belagerte Mainz herum, den lachenden Rheingau hinunter, trank an Ort und Stelle den köstlichsten Johannisberger von 1783, und fuhr zu Schiffe bis Neuwied hinab, um die Ausgrabungen römischer Alterthümer zu sehn. Dort verweilte ich mehrere Tage, weil ich durch die Vermittelung des damaligen Prinzen = Hofmeisters, Hauptmanns Hoffmann, nicht nur die gesammelten Alterthümer im Kabinet der Fürstin zu sehen, sondern auch einige zum Zeichnen in meinen Gasthof geliehen bekam. Hoffmann begleitete mich hierauf über Ems und Wiesbaden nach dem Lager der Hessen, wo wir eine Nacht im Zelte eines Officiers zubrachten, um Mainz mit glühenden Kugeln beschießen und brennen zu sehn. In den

Batterien auf der Seite von Marienborn suchte ich dann einen Großonkel, Artillerie Obrist Becker, auf, und ließ französische Kugeln über mich hinwegfliegen, und verweilte dann noch fünf Tage in und bei Frankfurt. Mit großer Sehnsucht strebte ich danach, meinen Rückweg über Heidelberg nach Erlangen zu nehmen; als ich aber meine Reisekasse überzählte, fand es sich, daß das unmöglich sey, und daß ich überhaupt schon die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte. Um auf nächstem Wege mit der Post nach Halle zurückfahren zu können, mußte ich mir in Frankfurt von einem Landsmanne zwei Karolin borgen, die ich, sobald ich nach Hause gekommen wäre, zurück zu zahlen, versprach. Je näher ich nun der Heimath kam, desto schlimmer wurde mir zu Muthe, weil ich nicht wußte, wie ich mein Versprechen erfüllen sollte, da ich meine ganze Baarschaft frohen Muthes verreist hatte, und nun nicht wußte, woher ich sogleich wieder Geld erhalten werde. Ganz niedergeschlagen kam ich, mit einem gar geringen Rest meiner Anleihe in der Tasche, in meiner

Wohnung an; doch desto höher jubelte ich auch auf, als es sich fand, daß während meiner Abwesenheit ein Brief mit einigen Doppel-Louisd'ors angekommen war, als Bezahlung meiner Beiträge zu Ida's Blumenkörbchen.

So hat mich nie wieder eine Geldsumme erfreut, als diese. Sie rettete mich auf einmal aus einer bösen Verlegenheit; ich hatte sie mir, nur scherzend, auf die leichteste Weise verdient; ich war in die Schriftstellerwelt eingetreten, ohne es eigentlich gewollt zu haben; und Alles hatte sich dabei so über Erwarten günstig und erfreulich für mich gestaltet, daß ich mein gutes Geschick nicht genug preisen konnte. Weit davon entfernt aber, mich dessen zu erheben oder zu rühmen, behandelte ich die ganze Sache, mit Ausnahme meiner vertrautesten Freunde, vor Jedermann als ein Geheimniß; und als ich am Ende des Juniushefts die Erklärung las, daß mit diesem Stücke für's erste die ganze Zeitschrift geschlossen seyn solle, weil sie an zwei Orten nachgedruckt sey, lachte ich hierüber, als über eine Windbeutelei, und betrübte mich nicht im mindesten

über diese plötzliche Hemmung in meiner neuen Schriftstellerlaufbahn.

Ich schrieb nun wieder, ohne an's Druckenlassen zu denken, in meiner alten Weise, wie und wann mir eben die Lust dazu ankam. Mitunter trieb ich auch nur Scherz mit meiner Feder, indem ich mir die Aufgabe machte, um den und jenen Schriftsteller zu parodiren, bald etwas übertrieben Kräftiges, bald etwas Hochsentimentales, Bisquitweiches zu schreiben. So wenig ich es hiebei auch auf irgend einen Nutzen für mich abgesehn hatte: so ergab sich doch von selbst der daraus, daß mir das Fehlerhafte dieser und jener Manier einleuchtender ward, und daß ich, wenn ich ernsthaft etwas schreiben wollte, um so leichter, und ohne ihn eigentlich zu suchen, den Mittelweg natürlicher Einfachheit fand.

In jener Zeit machte ich mir auch einmal die Aufgabe, aus einer, mir mündlich mitgetheilten, höchst frivolen Erzählung eine anständige zu machen, der ich späterhin, in angenehmer ländlicher Umgebung unweit Dresden, einen, auf diese Umgebung bezüglichen, Schluß gab.

Ich überschrieb sie: Amors Maskenspiel. Sie wurde 1798 in Beckers Erholungen, und späterhin im ersten Bande meiner, zu Leipzig erschienenen gesammelten Erzählungen abgedruckt; doch lasse ich sie in der jetzigen Auswahl meiner Schriften nicht wieder abdrucken, weil ich sie in ihrer ganzen Anlage für verfehlt halte.

Im Jahre 1795 hatte mich einer der härtesten Schläge des Schicksals getroffen, der ein lachendes, mit den schönsten Blumen prangendes, Eden, was vor mir lag, plötzlich auf das Traurigste verwüstete. Ich war entfernt von Freunden und Verwandten, und meine Seele war unablässig von dem tiefsten Schmerz erfüllt. Er war zu betäubend, als daß ich ihn hätte in Liedern aussprechen können; er machte mich unfähig, etwas mit Aufmerksamkeit zu arbeiten; und alle gesellschaftlichen Zerstreuungen hatten ihren sonstigen Reiz für mich verloren. Da kam ich auf den Gedanken, daß es wohl heilsam für mich seyn möchte, wenn ich mich gewaltsam zu einer Arbeit zwänge, die eigentlich eine, meiner dermaligen Traurigkeit ganz entgegengesetzte, Stim=

mung erheische. Ich nahm mir also vor, Etwas ganz im leichten Tone heiterer Laune zu schreiben, dem man es, auch nicht auf das Entfernteste, anmerke, in welcher Zerrissenheit des Herzens der Verfasser die Feder ergriffen habe. Die flüchtige, noch unausgebildete Idee zu einer sehr einfachen Erzählung, welche mir früher einmal durch den Kopf geflogen war, wurde von mir zur Bearbeitung gewählt. Schon am folgenden Tage schritt ich zur Ausführung. Weit mehr, als der Gegenstand selbst, belebte mich die Vorstellung, daß ich erproben wolle, ob ich Geisteskraft genug habe, mich siegreich über mein Mißgeschick zu erheben, und mit selbstständiger Willensfreiheit, Herr über einen Schmerz zu werden, der bereits Herr über mich geworden war. So entstand die Erzählung: List um List, oder: Was ein Kuß nicht vermag! Ich lege ihr an sich einen sehr untergeordneten Werth bei; aber sie ist mir durch die Art ihrer Entstehung für mein ganzes Leben merkwürdig geworden, denn ich erreichte den Zweck, den ich beim Schreiben derselben hatte, so viel es möglich war: ich wurde

während der Arbeit und durch die Arbeit wieder gesunder an Leib und Seele, und ich fing an, mit neuem Lebensmuthe in die Zukunft zu blicken. Also wird man es hoffentlich verzeihlich finden, daß ich jene Erzählung in der vorliegenden Sammlung nicht weglassen mochte. Uebrigens lag sie viertehalb Jahre lang ruhig zwischen meinen Papieren, indem ich sie erst auf Anregung des Hofraths Beckers im Jahre 1798 für das vierte Bändchen seiner Erholungen hervorsuchte.

Etwa ein paar Monate später, als ich jene Erzählung geschrieben hatte, erhielt ich von einem Leipziger Buchhändler, mit welchem mich vor Jahr und Tag der Redacteur von Ida's Blumenkörbchen bekannt gemacht hatte, einen Brief mit dem Antrage, daß ich ihm, gegen ein gutes Honorar, ein oder ein paar Bändchen Gemälde aus dem häuslichen Leben in Starke's Manier schreiben möchte. Starke's (des jetzigen Oberhofpredigers zu Ballenstedt) Gemälde aus dem häuslichen Leben gehörten nemlich in jener Zeit zu den beliebtesten Unterhaltungsschriften, und sie verdienten diese Auszeichnung. Es

lag also an sich durchaus nichts Ehrenrühriges in diesem Antrage, sondern es lag vielmehr darin ein sehr gutes Vertrauen zu meiner Feder. Aber das: fac mihi librum! überhaupt, und die Vorschrift insbesondere, daß ich in der Manier eines Anderen schreiben solle, reizte doch meine Empfindlichkeit. Ich erwiederte also, daß meine anderweitigen Beschäftigungen mir keine Zeit zur Schriftstellerei ließen, und daß ich, wenn ich etwas schriebe, es nur nach meiner, nicht nach eines Andern Weise thun würde.

Erst im Jahre 1797 ließ ich wieder etwas drucken. Ich hatte, eigentlich blos zur scherzhaften Mittheilung für einen fröhlichen Kreis von Freunden, flüchtig, und recht absichtlich in einem leiernden Tone, ein paar Bogen voll Verse geschrieben, zur leichten Bespöttelung mancher Ansichten und Verhältnisse in unsrer besten Welt. Mancher Einfall und manche Stelle darin war ganz leidlich, aber das Ganze war nichts werth, und der Einfall, es drucken zu lassen, reute mich daher sehr bald. Der Titel war: Poetische Herzensergießungen, oder freimüthi-

ge Gedanken über die Vortrefflichkeit in der natürlichen, der politischen und der gelehrten Welt. Nicht so wohl, um eine Probe davon zu geben, als vielmehr, um mich noch nach drei und dreißig Jahren für jene schriftstellerische Jugendsünde zu strafen, theile ich hier die letzte Seite davon mit. Sie lautet so:

Nutzanwendung.

An mein liebes Nicht-ich.

Wenn dort ein aufgeblasner Thor
dir Aberwitz in's Ohr
von Mensch und Schöpfung schreiet,
und seine Weisheit stets dem Menschenschöpfer leihet;

wenn da den Einen tiefgebückt
die Last zu Boden drückt,
indeß der Andr' ihn höhnet,
und stolz und ungestraft nur seinen Lüsten fröhnet;

wenn hier der Schein so oft dich trügt,
die Stirn, die Weisheit lügt,
ein leeres Hirn bedecket,
und unterm Mantel sich ein bübisch Herz verstecket:

Mein Nicht-ich, wie? das ärgert dich?
O, mach' es doch, wie ich!
Kann ich nichts besser machen:
so kann ich, Gott sey Dank, doch über Thoren lachen.

In jener Zeit fing das Räthsel- und Charadenwesen an, fast epidemisch zu werden, und besonders durch Anregung eines sehr theuren Freundes, der im Aufgabenmachen und Aufgabenlösen ein sehr glückliches Talent hatte, trieb auch ich manche Spielerei damit. Auf einem angenehmen Landgute in Schlesien verfertigte ich in einer vergnügten Stunde, unter der Aufschrift: An Herrn Y. eine Charade auf das Wort Galgenstrick, welche der Leser in dem Anhange von

Räthseln und Charaden bei der Auswahl meiner Gedichte mit abgedruckt finden wird. Ich erwähne sie hier besonders deswegen, weil sie die Veranlassung ward, daß ich mit dem Hofrath W. G. Becker in Dresden in Verbindung kam, der mich durch seine Anregungen eigentlich ernstlich auf die Schriftstellerbahn leitete. Auf meiner Rückkehr von Schlesien verweilte ich nemlich einige Tage in einem Kreise fröhlicher Freunde in der Nähe von Dresden. Einer derselben machte eine Abschrift von jener Charade, und theilte sie, nebst einem Neujahrsliede von mir, ohne mein Zuthun, dem Hofrath Becker mit, der Beides in seinem Taschenbuche zum geselligen Vergnügen für's Jahr 1798 abdrucken ließ. — Eine besondere Ueberraschung veranlaßte mir diese Charade noch nach vielen Jahren, da ich sie fast vergessen hatte. Als ich nemlich in Leipzig einer Vorstellung von Müllners Schuld beiwohnte, klang mir auf einmal eine Stelle so bekannt, als wenn ich sie schon gehört oder gelesen hätte, und doch wußte ich auf das Bestimmteste, daß mir das ganze Stück noch durchaus neu war. Als der

Vorhang gefallen war, sann ich hierüber so lange nach, bis es mir endlich klar ward, daß der stolze, Andre so streng kritisirende Müllner es nicht verschmäht hatte, einen Fetzen aus meiner Galgenstrick-Charade einem seiner tragischen Helden auf das Paradekleid zu flicken. In meiner Beschreibung des Galgens, als eines hohen, offnen Tempels, ist die Stelle befindlich:

und höher wölbt sich, als zu Rom
die Kuppel in Sankt Peters Dom,
sein stolzes Dach, besät mit Sternenheeren,
die hohe Wissenschaft der Magier zu lehren.

und mit geringer Veränderung läßt Müllner, in tragischem Sinn, einen seiner Helden den Galgen eben so beschreiben. — Es fiel mir nicht ein, hierüber etwas öffentlich zu sagen; allein ich fühlte auch keine Verpflichtung, gegen Jedermann ein überdiscretes Stillschweigen darüber zu beobachten. Als ich nun, im Jahre 1819 oder 1820, zu Löbichau, bei einem gelegentlichen Gespräch, gegen Fr. Schink, den

Dramaturgen, die Frage hinwarf, wie Müllner wohl einen dramatischen Dichter, den er darauf ertappt hätte, eine Charade bestohlen zu haben, verarbeitet haben würde, faßte Schink dies mit jugendlicher Lebendigkeit auf. Müllner hatte ihm früher weh gethan; Schink züchtigte ihn nun dafür, indem er die Entdeckung jenes Plagiats in der Einkleidung einer eingemachten Lesefrucht (deren Müllner damals so viele auftischte) durch eine Zeitschrift bekannt machte. Ich fürchtete, Müllner werde nun unbarmherzig über Schink herfallen; aber er verantwortete sich nicht nur nicht, sondern ließ Schink auch seit jener Zeit, so viel ich weiß, unangetastet. —

Mein obenerwähnter Aufenthalt in der Nähe von Dresden wurde auch noch auf andre Weise Veranlassung zur Schriftstellerei für mich. — Ich hatte schon früher zwei Fußreisen in die sächsische Schweiz gemacht. Jetzt machte ich, in guter, fröhlicher Gesellschaft von Herren und Damen, eine dritte Reise dorthin, halb zu Wagen und halb zu Fuß. Ein wahres Prachtstück

von einem Bedienten, der uns begleitete, belustigte mich durch sein laffenhaftes Ansehen, durch seine oftmaligen, albernen Aeußerungen, und durch sein ungeschicktes Benehmen, fast so oft ich ihn ansah oder etwas von ihm hörte. Ein gimpelhafter Schneider-, und ein windiger Perückenmacher-Gesell schienen den Stoff zu seiner eigenthümlichen Persönlichkeit geliefert zu haben. Ich hatte ihm den Beinamen Lafleur gegeben; und wenn ich ihn, bei den entzückten Ausrufungen unsrer Gesellschaft über das Schöne und Erhabene, was wir erblickten, mit dem einfältigsten Mienenspiel umhergaffen sah, konnte ich mich immer der Frage nicht erwehren, wie sich wohl in seiner unsterblichen Seele die Eindrücke der angestaunten Gegenstände gestalten möchten? Dieser Gedanke, je mehr ich ihn festhielt, desto mehr beschäftigte er mich. So kam ich auf den Einfall, in seinem Geiste eine Beschreibung unsrer Reise, in der Form von Briefen an seine Braut, zu schreiben. Je tiefer ich aber hineinkam, desto mehr fühlte ich das Bedürfniß, auch in einem ernsten Tone, und so wie ich selbst Alles in mir

aufgenommen hatte, fortlaufende Schilderungen neben jenen zu liefern, was freilich einen ziemlichen Gegensatz bildete, der aber, ganz ungesucht, von selbst kam.

In Folge eines Scherzes während der Reise, nannte ich mich Basalt, und unter diesem Namen schaltete ich also Briefe voll ernster Reise-Schilderungen ein. Alles war eigentlich nur auf eine ergötzliche Rückerinnerung für meine Reisegesellschafter berechnet; aber bald kam mein Manuscript auch Andern in die Hände; mein Freund Krause,*) der sich eben damit plagte, dem Kosmopoliten, einer von Daniel Voß angefangenen, ganz verunglückten Zeitschrift, noch bis zum Schluß des Jahres ein schwaches Daseyn zu fristen, fing mir einen Bogen nach dem andern ab, als letztes Säftchen für seinen Sterbenden; und da nun einmal die Bahn zum Druck gebrochen war: so war ich leicht dazu bestimmt, das Ganze, mit manchen wesentlichen Aenderungen in der Form, als ein besondres Werkchen heraus

*) Er starb, als emeritirter Regierungsrath, im vorigen Jahre zu Bayreuth.

zu geben. Es erschien 1798 im Verlage der Rengerschen Buchhandlung zu Halle, unter dem Titel: Ysop Lafleur's sämmtliche Werke, oder meiner Herrschaft und meiner Wenigkeit romantische Reise in die sächsischen Sandsteingebirge an der Elbe. Beigegeben hatte ich, als Titel-Vignette, einen Grabhügel mit einer zerbrochenen Basaltsäule, neben dem Titel Lafleurs Portrait, kauend an einer Schreibfeder, an der Wand Puderbeutel und Schuhbürste hängend, eine roh radirte Ansicht des Wasserfalls am Amselstein, und die illuminirte Abbildung einer kleinen, defekten Hanswurstpuppe, welche Lafleur als eine Antike beschreibt.

So viel auch an dem Ganzen auszusetzen seyn mochte: so wurde es doch von vielen Seiten beifällig aufgenommen; in einem sächsischen Provincialblatt fand ich einmal eine sehr lobende Anzeige davon, und meine Arbeit half in jener Zeit sehr mit aufmerksam machen auf die großen Naturschönheiten der sogenannten sächsischen

Schweiz, und lenkte die Schritte manches Wanderers dorthin.

Im dreizehnten Bande der gegenwärtigen Sammlung sind die brieflichen Schilderungen Basalt's abgedruckt, von Lafleurs Schreiberei mögen nur folgende Blätter als Probe hier stehn:

Dresden am Sonntag Abend
(den 28. Mai 1797.)

Meine liebe Kathrine!

Ich will Dir nur noch einen schönen Gruß sagen und eine gute Nacht, denn ich kann heute Abend nicht kommen. Ich bin zwar ganz rasend wild darüber, aber ich lasse mir es gegen keinen Menschen merken. — Es ist richtig mit der Reise. Morgen früh punkt vier Uhr geht es fort mit der großen Chaise und den Braunen. Wie ich die Messer putzte, hat mir's die gnädige Frau selber gesagt und mir dabei etwas verblümt zu verstehen gegeben,

daß ich die Zeit nicht verschlafen soll, indem sie mir befahl, mich recht früh vom Nachtwächter wecken zu lassen.

Ich that ganz dumm, aber — unter uns gesagt — ich hatt' es schon lange weg, denn unser eins ist auch nicht auf den Kopf gefallen und hat Ohren. Daß der Abbé den Nachmittag noch kam, war mir gleich verdächtig, denn das wußt' ich, daß Der mit sollte, wenn noch aus der Reise was würde. Wie er nun vom Wetter schwatzte, und meinte, es könnte sich alle Tage ändern, — (ich trug nemlich den Kaffeetisch eben in die Stube, wie er das sagte,) — da hatt' ich's gleich weg, und da nahm ich mir auch gleich vor, Dich davon zu benachrichtigen.

Nur wo es hingeht, das will ich Dir noch nicht schreiben, denn wir reisen inkognito; — das wird wohl heißen: man weiß selbst noch nicht, wohin. Du weißt ja, wie die Herrschaften es machen. Aber ich denke, auf der Reise will ich wohl dahinter kommen. — Wenn Du nur mitreisen könntest, liebe Kathrine! Du glaubst

gar nicht, wie schön es ist, wenn man als Fremder in so einen Gasthof kommt, wie unser Hotel de Pologne, oder wie der goldene Engel. Da verstehen Marqueure und Hausknechte gleich Lebensart und nennen unser einen Herr und Musje und Sie, und fragen einen ordentlich, was man zum Frühstück befiehlt, so gut wie die Herrschaft, und geben's einem doch immer wohlfeiler; aber dafür muß unser eins dann nun auch höflich seyn, und zeigen, daß man zu leben weiß; nemlich von wegen der Höflichkeit. Es ist mir nur lieb, daß die neue Livree noch zur rechten Zeit fertig geworden ist, damit die Leute einen doch für etwas halten. Ich habe mir lange gewünscht, einmal in die große Welt zu kommen, denn da wird erst aus einem Menschen was. Du weißt ja, wie der dumme Benjamin aussah, als er mit seinem Herrn aus Frankreich und Paris zurück kam. Alle Kuckuck! wie setzte der Kerl die Beine! als wenn er ein Tanzmeister wäre; und was konnt' er parliren! daß man ihm kaum das zehnte Wort verstand. Warte nur, Kathrine, ich will's auch schon ler-

nen, das Parliren und das Tanzen, denn ich bin ja auch nicht auf den Kopf gefallen; nur Schuhe gehören dazu, die darnach gemacht sind. — Ich habe ein Paar vom Herrn Baron gekriegt, die sind mir zwar etwas zu klein, und gehen hinten nicht ganz hinauf, aber sie sind vorn ganz spitz und dann über dem Fuße mit schwarz=seidenem Bande geschnürt, kreuzweis; die Sohlen sind kaum wie ein Messerrücken dick, und so gehört sich's eigentlich, wenn man unter Leute will. Ich wollte Du sähest mich nur einen Augenblick darin! Ich bin noch einmal so leicht als sonst, und mein Fuß ist so klein und spitz wie Deiner, Du Goldmäuschen! Du wirst wohl wissen. — Wäre das Haus nicht zugeschlossen, so besucht' ich Dich gewiß noch: ob ich gleich so viel zu thun habe. Aber auf einem Bedienten liegt auch bei so einer Gelegenheit die meiste Last. Der Kutscher mag sich nur nicht hermachen mit seinen Paar Pferden, denn zwischen Menschen und Vieh ist doch ein großer Unterschied. Ich begreife überhaupt gar nicht, wo der Kerl so einen vor=

nehmen Namen her hat, daß er sich unterstehen darf, Hauptmann *) zu heißen, welches sonst kaum ein Stabskapitain darf. Und nun lacht mich der Schlingel noch obenein aus, daß ich immer den Hut abnehme, wenn ich ihn bei seinem Namen nenne. Gewöhnlich bin ich da in Gedanken — das heißt: ich denke eben gerade an gar nichts — da trifft sich's dann leicht, wenn mir der Schlingel in den Weg läuft, daß ich den Hut vor ihm abziehe, eh' ich bedenken kann, so ein Hauptmann ist ein gemeiner grober Mensch, der sich auf nichts versteht, als auf Pferde und Fahren und Fluchen, und da muß man den Hut tief in's Gesicht drücken, um so einen Kerl lieber gar nicht zu sehen. Ich kann ihn nicht ausstehn und will mich auch nicht auf den Bock setzen, so lange er darauf sitzt. Aber das wird wohl nicht lange werden, denn ich denke, wenn er uns etliche Meilen gefahren hat, so wird er wohl zurück

*) Der Kutscher hieß wirklich Hauptmann und es war Herrn Lafleur schwer geworden, sich hierein zu finden.

müssen, und wir nehmen dann Extrapost; denn es geht gewiß Tag und Nacht in einem fort. Deswegen hab' ich auch müssen einpacken: eine Pechfackel, ein Brod, eine Butterbüchse, einen abgekochten Schinken, mit Fett, (ja ich lüge nicht,) drei Quer-Finger hoch, und herrliches Pöckelfleisch, so roth wie meine Livree, und Kaffee und Zucker und Wein und Kuchen; denn siehst Du, vornehme Leute müssen immer etwas zu thun haben, was ihnen nicht sauer wird; wenn sie daher am Tage mit dem Essen fertig sind und nichts zu thun haben, so schlafen sie, oder lesen und spielen und stricken; und des Nachts, wenn sie im Wagen nicht schlafen können, so (denk' ich) werden sie wohl essen, denn das geht im Dunkeln allenfalls. Die gnädige Frau klingelt — — — — — — — —

(Nach einer Viertelstunde.)

Man hat doch auch bis in die Nacht keine Ruhe. Wieder ein Packet und eine große Schachtel und ein blecherner Kasten, der ist in=

wendig mit Kork gefüttert, und es liegt doch nichts weiter drin als ein Brief Stecknadeln; ich glaube, es werden Spitzen hinein kommen, die nicht naß werden sollen. Und nun, denke Dir: ich soll mich ganz schlecht nur anziehen, nichts als die graue Jacke, nicht einmal eine Feder auf den Hut stecken. Siehst Du, ich lasse mich todt schlagen, wenn das nicht eine Malise vom Kutscher ist, aus purem Neid, daß ich die große Welt sehen soll und er nicht.

Auf dem Wagen lass' ich mir's allenfalls gefallen mit der Jacke und mit den Stiefeln, aber wenn man nun an einen Ort kommt und will ausgehn. Ich bin pfiffig und habe das rothe Jäckchen mit den Epulets eingepackt und die Kreuzschuhe dazu, und ein recht großes Halstuch; denn wenn ich auch in fremden Landen eine andere Livree kriegen soll, wie sie dort Mode ist, so muß ich doch für den Nothfall was haben. Siehst Du, Kathrine, Du sollst Dich meiner in der Fremde nicht zu schämen haben. Bleib mir nur hübsch treu, daß ich mich Deiner nicht zu schämen habe; ich will Dir auch alle Tage schreiben,

was mir passirt, und was wir gesehn haben, eh' ich's vergesse. Wenn Du nur auch schreiben könntest, daß ich manchmal eine Antwort von Dir erhielte, so könnten wir eine Korrespondenz führen, wie die vornehmen Leute. Das soll auch die Liebe besser erhalten. — Je nun, wenn ich merke, daß es mit mir hapert, so schick' ich Dir eine Antwort, die Du mir zuschicken kannst, unfrankirt, denn die Herrschaft wird doch auch wohl schreiben und muß also das Porto bezahlen. Ich möchte Dir gern noch recht was Zärtliches zum Abschiede schreiben; aber Du glaubst gar nicht, wie mir zu Muthe ist. Es liegt mir wie Blei im Kopfe, daß ich Dich nicht noch einmal sehen soll. Ein Glück ist's, daß ich so müde bin, denn wenn das nicht wäre, könnt' ich mir, glaub' ich, heute ein Leid anthun. Leb' wohl. Ich bin Dein getreuer Lafleur. —

Montag Mittag im Dorfe Lohmen.

Ich bin kaum sechs Stunden weg und schreibe schon wieder an Dich, meine liebe Ka-

thrine. Das thu' ich bloß, damit Du sehen sollst, wie treu ich Dir bin, und wie ich auch in der Entfernung an Dich denke und nicht hoffärtig werde. Da siehst Du, daß es denn doch so dumm nicht war, wie mich mein seliger Vater so lange prügelte, bis ich schreiben konnte. Das Beste dabei thut aber meine rothe Jacke mit den Epulets, denn wenn ich die nicht gleich nach unserer Anherokunft angezogen hätte, so, glaub' ich, hätt' ich noch keine Dinte und Feder und Papier, denn sie sahen mich kaum über die Achseln an, als wir ankamen, nemlich die Wirthsleute. Du mußt wissen, so wie wir hierher kamen in das Nest, stiegen die Herrschaft aus und ließen ausspannen; dann tranken sie im Hofe ein Paar Gläser Bier, bestellten ein Mittagsessen, so gut es zu kriegen wäre, sagten, sie würden in zwei Stunden wiederkommen, und gingen weg. Sie wollten bloß nach einer Mühle gehen, die noch dazu die Lochmühle heißt. Was sollt' ich da also mitgehen? Mühlbursche und Mühlräder hab' ich in Deines Vaters Mühle genug gesehen. Zumal diese in einem Grunde liegen soll,

(wie mir der Wirth erzählt hat, seit ich das Jäckchen anhabe,) da soll es lauter Klippen und Steine geben, und also schlecht zu gehen seyn. Wie sie mir gesagt haben, so gehn die Steinklippen auf der einen Seite alle von oben hinunter und auf der anderen alle von unten hinauf eben so hoch, (ich weiß nur nicht, ob auf der rechten oder linken Seite.) Siehst Du, oben ist nun zu beiden Seiten Berg und ein Dorf, das heißt Mühldorf; und unten zwischen den Steinklippen, ganz in der Tiefe, da ist der Grund, da steht die Mühle, und drum fließt auch der Bach da unten, denn es ist eine Wassermühle, und zwar eine unterschlächtige. Die Müllersleute sollen ihr gutes Auskommen haben; auch etwas Vieh. Nun wirst Du Dir wohl Alles vorstellen können, so gut wie ich. Was sollt' ich also erst mit hinlaufen? Ich fragte den Wirth so krumm herum, was da wohl zu sehen sey, denn ich wollt' es mir doch nicht ganz merken lassen, daß ich's nicht wüßte, und das war mir hinterher auch recht lieb, inmaßen es nichts als Lappalien sind. Ein Wehr an der Mühle, das so abscheulich spektakelt, daß

man nicht sein eignes Wort hören kann, geschweige einen andern Menschen seins; und nun zumal ein herrschaftliches, das man oft nicht versteht, wenn nur das Wasser aus der Theemaschine vorn zum Hahne heraus plätschert; und wo man dann alle Augenblicke etwas falsch macht, weil man falsch gehört hat, und dann unschuldiger Weise ein dummer Teufel genannt wird. Ferner die Klippen und Steine an der Seite und im Wasser, an denen ist nicht einmal was dran. Ich verlange zwar nicht, daß es lauter Edelsteine seyn sollen, denn die wären doch schon längst gestohlen, aber doch was bessers als ein bloßer Sandstein, der ganz grau und gelblich aussieht, und nicht einmal zugehauen ist, wie wir sie auf der Elbe herunter nach Dresden kriegen.

Auch kommen fast nur lauter Leute von weniger Extraction hierher, um das anzusehn. Allenfalls Maler, Poeten und Musikanten, (und noch dazu solche, die nicht einmal die Geigen bei sich haben,) französisches hergelaufenes Volk, und andere solche fremde Waare, von der man nicht weiß, woher und wohin; Leute von Stande

aber, die einen ordentlichen Domestiken halten können, nur selten, und am wenigsten hohe Herrschaften aus Dresden, weil die es besser gewohnt sind in den schönen Alleen und Gärten, die es da giebt. Ich weiß gar nicht, wie es nur meiner gnädigen Frau eingefallen ist, u. s. w.

Während dessen hatte der Hofrath Becker mich eingeladen, ihm Beiträge so wohl für sein Taschenbuch, als auch für seine Erholungen, von denen vierteljährlich ein Bändchen erschien, zu senden. Ich packte Einiges zusammen, was mir eben zur Hand lag: ein paar Gedichte, einen kleinen Aufsatz, der zerbrochene Käfig, und die beiden, schon früher erwähnten Erzählungen: Amors Maskenspiel, und List um List, oder was ein Kuß nicht vermag. So wurden diese Sachen, nach drei- und fünfjähriger Ruhe in meinem Pulte, unerwartet noch an's Licht des Tages gefördert, denn Becker ließ sie im 1sten, 3ten und 4ten Bändchen der Erholungen von 1798, so wie die Ge-

dichte: Treue bis in's Grab und An eine launische Schöne im Taschenbuche für 1799 abdrucken. — Auch munterte er mich im Allgemeinen auf, mein Talent weiter auszubilden, aber dabei eine immer sorgfältigere Feile anzuwenden. Dieses Wort lebhaft ergreifend, bat ich ihn dringend um nähere Fingerzeige, da mir ein kritischer Freund gänzlich fehlte, und ich diesen nun in Beckern gefunden zu haben glaubte. Seine Antwort aber war, daß ich den besten Kritiker schon in mir selbst finden werde, wenn es mir sonst nur rechter Ernst mit meinen Arbeiten sey, und ich mir Mühe geben wolle, hier und da eine bessernde Hand an meine Arbeiten zu legen. Diese ausweichende Antwort war mir für den Augenblick sehr unlieb, doch wie ich Beckern bald in seinen eignen Arbeiten näher kennen lernte, war ich versöhnt damit, und ich behalf mich, nach wie vor, mit mir selbst.

Für das Jahr 1800 hatte ich ihm bereits mehrere Gedichte eingeschickt (unter andern Der Kampf im Finstern, nach einer Anekdote von dem genialen Benda), und der Druck war be-

reits angefangen, als Becker mir schrieb, es lasse ihn einer seiner Mitarbeiter mit einer versprochenen Erzählung im Stiche. Er bat mich daher, ihm eiligst eine aus meiner Feder zu schicken. Ich suchte meine Papiere durch, und fand eine früher schon angefangene, aber liegen gelassene Erzählung, das Fest in Langendorf, einen kleinen ländlichen Liebesroman, der sich bei der Feier der Rückkehr eines Guthsherrn aus dem Felde günstig entwickelt. Ich machte diese Arbeit eilig fertig, um Beckern aus seiner Verlegenheit zu helfen. Er gab sie sogleich in die Druckerei, und nach kurzer Zeit hatte ich sie, sauber gedruckt mit vergoldeten Blätter-Rändern, vor mir.

Becker erklärte sich sehr dankbar für meine Hülfe in der Noth, und nahm mir das Versprechen ab, ihm für jeden Jahrgang seines Taschenbuchs eine Erzählung zu liefern, mit dem Zusatz, dabei aber ja nicht seine Erholungen zu vergessen.

So war ich unvermerkt in eine regelmäßige Schriftstellerei gerathen, ohne im mindesten dar-

auf ausgegangen zu seyn. Statt, wie ich sonst gethan hatte, nur für mich selbst oder für meine Freunde zu dichten und zu schreiben, gewöhnte ich mich nun daran, es für einen großen Theil der deutschen Lesewelt thun. —

Schon seit 1797 trug ich den Stoff zu meinem Ferdinand Warner mit mir im Kopfe herum. Jetzt fing ich an, daran zu arbeiten. Die Stimmung dazu, und der Hauptton, der darin herrscht, waren das Ergebniß meiner langen tiefen Trauer um meinen Freund Madai, dem ich, nach einer Trennung von mehr als einem Jahre, sehnsuchtvoll von ihm erwartet, sehnsuchtvoll entgegeneilte, um acht schreckliche Tage und Nächte lang sein Krankenpfleger zu seyn, und ihn dann, in der schönsten Blüte des Lebens und der Entwickelung geistiger Kräfte, mit einem, zur höchsten Ueberspannung gesteigerten Schmerze, im März 1796 sterben zu sehen. So groß die natürliche Federkraft meines heitern Sinnes auch war: so blieb doch jahrelang, tief im Grunde meines Herzens, eine nicht zu tilgende Trauer um den unersetzlichen Freund. Es war wie ein

dumpfer, tiefer Glockenton in meiner Seele, der häufig freilich von der zerstreuenden Weltmusik überschrieen wurde, den ich aber immer gleich wieder forttönen hörte, sobald ich mir selbst, in meinem Zimmer, oder in der freien Natur, überlassen war. Das Klingen dieses Tones schuf meinen Ferdinand Warner. Mein und meines Freundes Schicksale und Lebensverhältnisse waren nicht wie die von Warner und Welsing; aber wir liebten uns, wir theilten Freude und Schmerz miteinander, wie diese Beiden, und ich war in Verzweiflung über den Tod meines Freundes, wie Warner es über den Tod des seinigen war. Kurz: ich würde keinen solchen Roman — das heißt: in diesem Grundtone — haben schreiben wollen und können, wenn ich nicht durch jene schmerzliche Erfahrung in eine solche Stimmung versetzt worden wäre, wie meine damalige eben war.

Bruchstücke davon, welche in den Erholungen von 1800 abgedruckt wurden, fanden schon eine lebhafte Theilnahme; und der vollständige Roman, der 1801 im Verlage der Renger=

schen Buchhandlung erschien, erwarb sich viele Freunde, und jetzt, nach neun und zwanzig Jahren, ist er noch nicht in unsrer Lesewelt vergessen. Zwei Nachdrucker thaten ihm die Ehre an, in Oestreich und Süddeutschland für seine größere Verbreitung zu sorgen; und Einer, um ihn noch mehr zu schmücken, beging sogar den Mißgriff, Welsings verwachsene Gestalt in Kupfer stechen zu lassen.

In einer unserer Litteratur-Zeitungen (ich weiß nicht mehr, in welcher) erschien sehr bald eine ungemein lobende Anzeige davon, deren Verfasser mir nicht bekannt geworden ist. Herr Hofrath Spazier, in seiner neuen Zeitung für die elegante Welt, machte den Opponenten hiegegen, und sagte unter anderm, daß auf die Lobhudeleien meiner Freunde kein Gewicht zu legen sey (oder etwas Aehnliches). Diese Opposition hätte ich mir an sich wohl ruhig gefallen lassen; aber der Verdacht, der mir hervorzuschimmern schien, daß jene Recension eine bestellte Arbeit eines meiner Freunde sey, regte mich lebhaft auf; und im Eifer, diesen Schimpf nicht auf mir

haften zu lassen, beging ich die Uebereilung, in einem öffentlichen Blatte zu erklären, der Recensent könne keiner meiner Freunde seyn, weil er sonst wissen müßte, daß ein gegründeter Tadel mir lieber sey, als ein übertriebenes Lob. — Hierdurch verdarb ich es nun mit dem Recensenten so arg, daß er, erzürnt über meinen Undank, gleich hinterher in einer Gegenerklärung seiner überlaufenden Galle Luft machte, und ungefähr sagte, er sehe nun selbst ein, daß er mich übertrieben gelobt habe. — Das war freilich ziemlich inconsequent; allein ich selbst hatte ihn hierzu gebracht, und durfte mich also darüber nicht beschweren. Seitdem machte ich mich indessen keiner solchen Uebereilung wieder schuldig.

Indem ich jetzt, seit seinem Erscheinen zum erstenmale wieder, diesen Roman durchgelesen habe, wünschte ich freilich, Manches darin wegwischen zu können; allein Das, was ich daran jetzt mißbillige, ist mit dem Ganzen so fest verwebt, daß eine Losreißung unmöglich ist. Ich gebe ihn in dieser Sammlung also so wieder, wie

er einmal ist. Auch gehört das Verfehlte, wie das Geglückte, in gleichem Maaße zur Charakteristik meiner schriftstellerischen Laufbahn. Was nach neun und zwanzig Jahren hinzugethan würde — möchte es auch noch so gut und sauber eingefügt seyn — wäre etwas Fremdartiges. Also: manum de tabula! — Nur einen kleinen Zusatz am Schlusse habe ich mir erlaubt, den ich schon vor neun und zwanzig Jahren im Sinne hatte, und dessen Weglassen ich hinterher bereute, weil manche Leser meinten, man wisse nicht, ob Warner gestorben sey, oder noch fortlebe, so daß ich mehr als eine Aufforderung erhielt, ich möchte noch einen Theil dazu schreiben, und den armen Warner darin recht glücklich werden lassen. Das wäre ein hübsches Seitenstück zu Werthers Freuden geworden! Ich schauderte zurück vor dieser Idee. Und in der Erinnerung an diese Verirrungen gutmüthiger Leser, habe ich meinem Helden jetzt einen förmlichen Todtenschein geschrieben, und ich darf hoffen, daß Niemand mir nun noch zumuthen werde, ihn wieder vom Tode zu erwecken.

Seit dem Erscheinen meines Ferdinand Warners fehlte es nicht an Aufforderungen, daß ich mehr Romane schreiben möchte, und die Einladungen zur Theilnahme an Taschenbüchern und Zeitschriften folgten rasch auf einander. Ich hatte auch den Plan zu manchem Roman im Kopfe; allein ich scheute mich vor größern Arbeiten dieser Art, weil ich wußte, daß ich gewöhnlich unvollendet liegen ließ, was ich nicht rasch hinter einander fertig arbeiten konnte. An andern Taschenbüchern mochte ich nicht ernstlich Theil nehmen, weil Becker mich aufgefodert hatte, dem seinigen treu zu bleiben, und weil ich dies Treubleiben so verstand, daß ich nur ihm Erzählungen liefern solle. Eine Ausnahme hiervon machte ich auch nur, so viel ich mich erinnere, zweimal, nemlich zuerst, als Herr Hofrath Böttiger (damals noch in Weimar) mich aufforderte, ihm für den Merkur eine Bespöttelung der damals grassirenden, überlangen Schleppen an den Damenkleidern zu schreiben, was ich in den Briefen einer verunglückten Kammerjungfer that, und dann mit der Erzählung

die neue Putzstube, welche Becker für sein Taschenbuch zu lang erklärte, und die ich daher Herrn Hofrath Rochlitz für seine Zeitschrift für Damen einsandte. Vor den Augen der, damals noch heitern, Luise Brachmann fand diese Erzählung ganz besonders Gnade. Bei einem Besuch, den sie damals in Halle machte, trug sie ein Exemplar davon gewöhnlich in ihrem Strickbeutel bei sich, und traf ich mit ihr irgendwo zusammen: so tractirte sie mich alle Augenblicke mit kleinen Fetzen daraus, die sie, passend oder nicht passend, mit in die Unterhaltung warf, oft ohne daß ich mich erinnerte, wohin sie gehörten.

In den Jahren 1804 bis 1806 hatte es fast das Ansehn, als stände ich in Gefahr, ein Vielschreiber zu werden. Außer den Erzählungen, die ich schrieb, ließ ich rasch hinter einander den Fet-Elof, die Federzeichnungen, die Witwe, und den Ischarioth Krall in die Welt laufen. Daran waren aber nur zufällige Veranlassungen Schuld.

Ich trieb manchmal mit meiner Feder den Scherz, diesen und jenen poetischen Schriftsteller in seiner Manier zu parodiren. Keiner Parthei zugethan, weder der alten Schule blindlings anhängend, noch der aufstrebenden, sogenannten neuen Schule nachlaufend; spöttelte ich hier, wie dort, über Leyrerei, stehend gewordene Manier und neu-modische Afterpoesie; und ich hatte manchmal nicht wenig Lust, eine Handvoll solcher Schwärmer in die Luft fliegen zu lassen. Um mir selbst aber die Finger dabei nicht zu verbrennen, und um keinem sonst geachteten Manne weh zu thun, unterließ ich es.

Eine ähnliche Scherzlust dictirte mir den Fet-Elof in die Feder. Ihn gehörig zu charakteresiren und Proben daraus mitzutheilen, fehlt es mir an Raum in diesem Bändchen. Das Ganze mag ich nicht wieder in dieser Sammlung abdrucken lassen, doch sollen Fragmente daraus, nebst Aufschluß über die Entstehungsart dieser Arbeit, im funfzehnten Bändchen erfolgen. So auch aus Ischarioth Krall, den ich auf Veranlassung der Vorlesungen, die Gall 1805

über seine Schädellehre in Halle hielt, mit flüchtiger Feder schrieb, sollen Bruchstücke jenem Bändchen beigefügt werden.

Die Witwe war das rasch entstehende Ergebniß einer frohen Laune, in welche mich die Nachricht von der schnellen, fröhlichen Verlobung einer (übrigens von mir hochgeachteten) Witwe versetzte, deren tiefe und ehrliche Betrübniß kurz vorher noch gänzlich unheilbar zu seyn schien.

Ich habe, in früherer und in späterer Zeit, für befreundete Kreise Manches in dramatischer Form geschrieben, was bei der Aufführung lebhaft unterhielt und belustigte; ja ich hatte einmal im Sinne, mich ganz besonders Arbeiten dieser Art zu widmen. Meine Witwe erkläre ich aber für ein ganz verunglücktes Product, wenigstens ist sie mir als ein solches erschienen, als ich sie, nach vollendetem Druck noch einmal las. Daß der Plan nicht reiflich durchdacht, und die Ausführung gar zu flüchtig war, (denn das Manuscript ging, als kaum die Dinte trocken war, in die Druckerei) und daß die wahre vis comica darin fehlte, das schwebt mir noch dunkel in der

Erinnerung vor der Seele. Näheres weiß ich aber darüber nicht zu sagen, da ich diese Blätter in weiter Entfernung von der Heimath schreibe, und kein Exemplar bei der Hand habe. Meine Leser verlieren hierdurch nichts; und so mag, mit diesem Strafurtheil über mich selbst, die Sache abgethan seyn.

In den Federzeichnungen von Ernst Scherzer, die 1805 erschienen, waren die Hauptbestandtheile: Bandov, der Glückliche (im vierten Bändchen dieser Sammlung) und die schon oben erwähnten Briefe einer verunglückten Kammerjungfer (im dritten Bändchen dieser Sammlung abgedruckt); doch am meisten war es mir bei Herausgabe dieses Werkchens nur darum zu thun, das Opiat für den Postmeister zu ** in die Welt zu schicken, zu dessen Beförderung Becker den Muth nicht hatte. Ich werde im sechzehnten Bändchen hierauf noch einmal zurück kommen. Vorläufig hier nur die Hinweisung, daß ich schon in jener Zeit der festen Zuversicht lebte, Napoleon werde, durch immer unersättlicheres und

übermüthigeres Emporsteigen auf der Leiter seines Glücks, seinen endlichen Sturz sich selbst bereiten, und daß die Lust, dies öffentlich zu prophezeien, mir bei jenem Aufsatze die Feder führte.

Dem Andenken eines sehr hoffnungsvollen jungen Mädchens, das ein paar Jahre meines Lebens erheitern half, und dann plötzlich in meinen Armen starb, schrieb ich den kleinen Aufsatz: Luise; und die Umrisse von Detmold waren dem Andenken an vergnügte Tage und gute, gastfreundschaftliche Menschen in jenem Orte gewidmet. — Außerdem enthalten die Federzeichnungen noch ein paar kleinere Aufsätze: Adonis und Vestris (gegen die übertriebene Tanzlust) und die Papageno's (gegen das Einfangen der Singvögel gerichtet).

Ein unerwartetes Geschick brachte mich im Jahre 1807 in eine solche Stellung zu der Rengerschen Buchhandlung, daß es ganz in meiner Gewalt stand, nach Lust und Laune zu schreiben und drucken zu lassen. Ich machte aber, so vielfach ich auch dazu aufgefodert wurde, nur einen sehr mäßigen Gebrauch hievon, theils weil meine

Zeit für ungestörtes Arbeiten in der Regel, und besonders in den ersten funfzehn Jahren dieses Zeitraums, zu zerstückelt war, theils auch, weil mir das Beispiel mehr als eines, sonst sehr achtungswerthen Schriftstellers, der durch überhäuftes Füttern mit seinem, anfangs sehr beliebten Konfekt dem Publikum den Appetit danach gänzlich verdarb, warnend vor Augen stand. Mit innigem Bedauern sah ich Einen nach dem Andern auf diese Weise sein schönes Talent vergeuden, und zum schriftstellerischen Selbstmörder werden. Aller Welt Herrlichkeit währt eine kurze Zeit. Darauf muß, mit äußerst geringer Ausnahme, auch der beliebte, gefeierte Schriftsteller gefaßt seyn. Selbst an dem Würdigsten versündigt sich nicht selten ein Modewind in dem Geschmack des Publikums und eine einseitige oder böswillige Kritik. Aber der Zuvielschreiber, wenn er auch im Stande wäre, fortwährend Treffliches zu leisten, zerstört, durch Ueberhäufung des Genusses, den er bietet, die Wirkung desselben selbst, und reißt mit eigener, unvorsichtiger Hand ein Blatt

nach dem andern von dem errungenen Kranze ab, statt neue Blätter daran hervorsprießen zu lassen. — Schon aus diesem Grunde, und wenn ich mich des ausgezeichnetsten, unerschöpflichsten Talents zu erfreuen gehabt hätte, würde ich mich gehütet haben, ein Vielschreiber zu werden, wenn es auch nicht an sich schon meiner Neigung zuwider gewesen wäre. Ich ließ mich also durch kein Verhältniß und durch keine Rathgeberei dazu verführen.

Von 1808 bis 1812 lieferte ich noch in vier Beckersche Taschenbücher Erzählungen. Die Sonnenaufgangsfeier der Honoratioren in X* schrieb ich in Folge eines lustigen Versprechens, das ich meinem Freunde Matthisson gab, da wir bei einem Glase Wein es fröhlich besprachen und belacht hatten, welche Strapazen es manchen Leuten macht, wenn sie sich einmal extraordinaire Empfindungen im Genusse der schönen Natur bereiten wollen. — Im Jahre 1813, als ich, während des Waffenstillstandes, nach Ungarn gereist war, und bis zur Entscheidung durch die Leipziger Schlacht

dort zurück gehalten wurde, schrieb ich, um mir die Kriegsgrillen zu vertreiben, die Geschichte vom dünnen Veit, wie ich 1795, um mir andere Grillen zu vertreiben, wie schon schon oben erwähnt, die Erzählung List um List schrieb. Ich fing in meinen Erzählungen mit einer tändelnden Auffassung der Liebe an, und schloß nach mancherlei Abstufungen mehr oder weniger sentimentaler Art, in dem Tagebuch eines Gymnasiasten (1817 in mei= Flatterrosen abgedruckt) mit einer rein spöttelnden Auffassung derselben.

Man las in früherer Zeit meine Erzählungen gern; ob sie jetzt noch, in ihrer anspruchslosen Einfachheit, Gnade vor den Augen des Publikums finden werden, da der Zeitgeschmack eine andere Richtung genommen hat, das muß ich einstweilen dahingestellt seyn lassen.

Im Jahre 1812 gab ich, mit Lafontaine's Namen auf dem Titel, die Monatsschrift Salina heraus, die das Publikum nicht unbeachtet ließ. Außer mehrern kleinern Gedichten, Räthseln und mehrern kleinern, zum

Theil zufällig, veranlaßten, Aufsätzen, steuerte ich selbst dazu an Arbeiten von größerem Umfange die Erinnerungen von Rügen bei, wo ich im Jahre vorher zum erstenmale gewesen war, und die sich im vierzehnten Bändchen dieser Sammlung befinden; ferner, im zweiten Hefte, Sanct Sylvester, eine Posse in Marionetten=Manier, so wie im vierten Hefte das Erdbeben, ein dramatischer Scherz, welche beide Stücke im sechzehnten Bändchen dieser Sammlung abgedruckt sind. Das Erdbeben bespöttelt die damals auftauchenden Schicksals=Tragödieen. Im Jahre 1815, als ich kaum noch an diesen Scherz dachte, besuchte mich Müllner in einer Sommerwohnung, welche ich eben auf einige Wochen bezogen hatte, und fing mehrmals an, von dieser Arbeit zu sprechen und sie zu loben. Ob es ihm Ernst damit war, weiß ich nicht, doch war es mir damals sehr unerwartet, daß er sie, ohne darüber tadelnd her zu fahren, von selbst erwähnte. Wie ich ihn späterhin näher

kennen lernte, wunderte ich mich nicht mehr darüber.

Desto größeren Verdruß machte mir ein Aufsatz Ueber Einquartierung, den ich im fünften Hefte der Salina hatte abdrucken lassen. Er enthielt nichts, als eine einfache, und wie ich glaube, ganz vernünftige, Darlegung, daß es unbillig sey, die Last der militairischen Einquartierung blos auf die Schultern der Hausbesitzer, nicht auch auf die der Miether, zu legen. Ich befand mich, als dieser Aufsatz erschien, eben in Leipzig. Ein Polizeidiener erschreckte noch Abends nach 10 Uhr meine Frau durch die Frage nach mir; und es hatte einige Tage fast das Ansehn, als ob man mich, wie einen Volksaufwiegler, verurtheilen und strafen wolle. Ein mir gänzlich unbekannter, junger Mann, der in dem Bureau des damaligen Unterpräfekten Piautaz arbeitete, schickte mir, ohne alle Veranlassung von meiner Seite, durch einen Dritten den Bericht zu, welchen Herr Piautaz, ganz im knechtischen Sinne der damaligen Zeit, über meinen

Aufsatz an den Minister des Innern in Kassel geschrieben hatte. Er sagte darin, daß ein Aufsatz dieser Art, in einer Zeit, wo stilles Dulden des Bürgers erste Pflicht sey, seine Aufmerksamkeit habe auf sich ziehen müssen u. s. w. Das Resultat war endlich, daß mir durch die Polizeibehörde die Fortsetzung der Salina untersagt, nach einigen Wochen indessen wieder erlaubt wurde, doch mit der Verwarnung, mich ähnlicher Aufsätze ja in Zukunft zu enthalten. Dabei kam es mir in jener Zeit auch manchmal so vor, als ob Briefe, die ich von der Post erhielt, geöffnet gewesen wären.

Noch auf andere Weise zog ich mir in jener Zeit Ungnade durch meine Feder zu. Veranlaßt durch einen Aufsatz des Hofraths Z. Becker im Anzeiger der Deutschen über Büchernachdruck, lieferte ich bald darauf in das nemliche Blatt einen Aufsatz über denselben Gegenstand. Ich erzählte darin beiläufig, daß mein verstorbener Freund Schiff sich einmal mit einer Beschwerde über den Nachdruck von Tiedge's Urania an des Königs von Würtemberg Majestät gewendet,

Ich trieb manchmal mit meiner Feder den Scherz, diesen und jenen poetischen Schriftsteller in seiner Manier zu parodiren. Keiner Parthei zugethan, weder der alten Schule blindlings anhängend, noch der aufstrebenden, sogenannten neuen Schule nachlaufend, spöttelte ich hier, wie dort, über Leyrerei, stehend gewordene Manier und neu-modische Afterpoesie; und ich hatte manchmal nicht wenig Lust, eine Handvoll solcher Schwärmer in die Luft fliegen zu lassen. Um mir selbst aber die Finger dabei nicht zu verbrennen, und um keinem sonst geachteten Manne weh zu thun, unterließ ich es.

Eine ähnliche Scherzlust dictirte mir den Fet-Elof in die Feder. Ihn gehörig zu charakteresiren und Proben daraus mitzutheilen, fehlt es mir an Raum in diesem Bändchen. Das Ganze mag ich nicht wieder in dieser Sammlung abdrucken lassen, doch sollen Fragmente daraus, nebst Aufschluß über die Entstehungsart dieser Arbeit, im funfzehnten Bändchen erfolgen. So auch aus Ischarioth Krall, den ich auf Veranlassung der Vorlesungen, die Gall 1805

über seine Schädellehre in Halle hielt, mit flüchtiger Feder schrieb, sollen Bruchstücke jenem Bändchen beigefügt werden.

Die Witwe war das rasch entstehende Ergebniß einer frohen Laune, in welche mich die Nachricht von der schnellen, fröhlichen Verlobung einer (übrigens von mir hochgeachteten) Witwe versetzte, deren tiefe und ehrliche Betrübniß kurz vorher noch gänzlich unheilbar zu seyn schien.

Ich habe, in früherer und in späterer Zeit, für befreundete Kreise Manches in dramatischer Form geschrieben, was bei der Aufführung lebhaft unterhielt und belustigte; ja ich hatte einmal im Sinne, mich ganz besonders Arbeiten dieser Art zu widmen. Meine Witwe erkläre ich aber für ein ganz verunglücktes Product, wenigstens ist sie mir als ein solches erschienen, als ich sie, nach vollendetem Druck noch einmal las. Daß der Plan nicht reiflich durchdacht, und die Ausführung gar zu flüchtig war, (denn das Manuscript ging, als kaum die Dinte trocken war, in die Druckerei) und daß die wahre vis comica darin fehlte, das schwebt mir noch dunkel in der

aber zur Antwort erhalten habe, daß dermalen in den königlichen Landen kein Gesetz gegen Büchernachdruck vorhanden sey, also auf die Beschwerden auch keine Rücksicht weiter genommen werden könne. Hiegegen replicirte ich nun, daß wahrscheinlich auch kein besonderes Gesetz vorhanden sey, einem k. würtembergischen Minister dies oder das (ich weiß nicht mehr, was für eine Ehren= oder Rechtskränkung) anzuthun, daß man aber in einem solchen Falle, auch ohne ein specielles Gesetz, nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen und Sicherheitsgesetzen nicht unterlassen werde, den Beleidiger nach Gebühr zu bestrafen u. s. w. — Dies war in Stuttgart übel vermerkt worden. Der k. würtembergische Gesandte am k. westphälischen Hofe war also veranlaßt worden, Beschwerden über den Verfasser jenes Aufsatzes zu führen; und so war dann der Unterpräfekt zu Halle, Herr Piautaz, beauftragt worden, mir für die Zukunft mehr Vorsicht zu empfehlen, was er aber, bei einem Besuche, den er mir machte, auf eine sehr freund=

liche, mehr scherzhafte Weise that, weil ich seit einiger Zeit mit ihm in einem heitern, gesellschaftlichen Verhältniß stand.

Dieser Vorfall trug sehr dazu bei, daß ich mir vornahm, diesen für Deutschlands Schriftsteller und Buchhändler so hochwichtigen Gegenstand vor dem Kongreß zu Wien mit zur Sprache bringen zu helfen. Ich verfertigte also, ohne Säumen, eine kleine Schrift von etwa zwei gegedruckten Bogen, unter dem Titel: Deutschlands Schriftsteller, was sie thaten, was sie litten, und was ihnen für Lohn gebührt. Ich deutete darin an, was die deutschen Schriftsteller nicht allein überhaupt seit langer Zeit für ihr Vaterland gethan, sondern auch insbesondere, wie sie in dem damaligen Befreiungskriege zur Aufregung ihrer Landsleute mitgewirkt hätten; ich schilderte das schreiende Unrecht, was ihnen und ihren Familien durch den unbefugten Nachdruck ihrer Werke zugefügt werde; und ich schloß mit dem frommen Wunsche, daß endlich jener Räuberei, die unsre vaterländische Gesetzgebung vor allen gebildeten Völ-

fern mit Schmach bedeckt, ernstlich gesteuert werden möge. — Auf den Rath eines Freundes, der mit den Verhältnissen in der diplomatischen Welt wohl bekannt war, schickte ich Exemplare meiner Schrift an den Fürsten von Metternich und an mehrere, eben in Wien beim Kongreß angestellte Gesandte; auch ersuchte ich einen Freund, der die Gelegenheit dazu in der Hand hatte, unserm, Recht und Gerechtigkeit ehrenden, Könige ein Exemplar unter die Augen zu bringen. — Ob dies Alles mit beigetragen hat, das bekannte Versprechen, ein allgemeines Gesetz gegen den Nachdruck in Deutschland zu geben, in die Wiener Kongreßakte zu bringen, weiß ich nicht. Doch das weiß ich desto gewißer, daß jenes schöne Versprechen jetzt, nach sechzehn Jahren, noch sehr unvollkommen und unvollständig erfüllt worden ist, und daß es sehr hart ist, den gebildetsten Theil der Nation in seinen gerechten Erwartungen so lange zu täuschen! — — Doch ich komme zurück auf die Salina. Die Unannehmlichkeiten wegen meines Aufsatzes Ueber Einquartierung hatten mir die Herausgabe

dieser Zeitschrift sehr verleidet. Dazu kam, daß man, schon vor Ablauf des Jahres 1812, ahnen konnte, daß ein neuer, fürchterlicher Kriegssturm über Deutschland hereinbrechen werde: dies bestimmte mich also, die Salina für's erste aufhören zu lassen. Doch im Jahre 1816, als die Ruhe in Deutschland wieder hergestellt war, entschloß ich mich, sie wieder fortzusetzen, nahm aber, äußerer Hindernisse wegen, weniger Theil mit meiner Feder daran, als früher. Meine größte Arbeit war, im zweiten Hefte, der Zauberfisch, Bruchstück eines dramatischen Mährchens, in welchem ich die Idee von Napoleons selbstverschuldetem Sturz offener, als in dem oben erwähnten Opiat für den Postmeister in * darlegte. In zwei Aufsätzen (im ersten und dritten Heft) vertheidigte ich den, bei Ligny gefallenen, Herzog von Braunschweig gegen Verunglimpfungen in den Zeiten von Voß. — Wilhelm Vollring, nach einer wirklichen Begebenheit, als Halle am 28. April 1813 von dem General von Kleist gegen die Armee des Vicekönigs von Italien vertheidigt wurde, erregte

viele Theilnahme. So auch manches Andere, auf die Zeit Bezügliche.

Zweierlei verleidete mir aber wiederum die Herausgabe der Salina. Erstlich war es gar zu schwer, die Aufgabe, die ich mir gemacht hatte, daß keine Erzählung aus einem Heft in's andere geschleppt werden solle, glücklich zu lösen. An großen, viele Bogen umfassenden Erzählungen und kleinen Romanen fehlte es mir unter den eingehenden Beiträgen nicht. Von diesen mochte ich aber, aus dem eben erwähnten Grunde, keinen Gebrauch machen; und kleinere Erzählungen, die ein interessantes Ganzes bildeten, waren schwer zu bekommen: die Salina, mit der Ausstattung, wie sie vor mir lag, genügte mir also nicht, wenn auch das Publikum damit nicht unzufrieden zu seyn schien. Dazu kam, daß die schriftlichen und mündlichen Zudringlichkeiten unreifer Poeten und Poetinnen, die mir ihre Waare aufschwatzen, und wenn ich mich zu der Aufnahme nicht verstehen konnte, meine kritischen Gründe auseinandergesetzt haben wollten, mir immer widriger wurden. Ich faßte daher am Schlusse

des Jahres 1816 den Entschluß, die Salina gänzlich aufzugeben. Späterhin wollte er mich manchmal gereuen; allein je höher seitdem der Strom der Zeitschriften in Deutschland anschwoll, desto weniger hatte ich Lust, ihn noch vergrößern zu helfen, und so unterließ ich es, die Salina abermals auferstehen zu lassen.

In den Jahren 1818 bis 1820 machte ich mir viel mit Bauen und Baumpflanzen zu schaffen, und, wenige Ausnahmen abgerechnet, ließ ich meine poetische Feder in diesem Zeitraume still im Pulte liegen.

Erst im Jahre 1821 nahm ich sie wieder ernstlich zur Hand. In einer schlaflosen Nacht, da mir zufällig einfiel, daß die Zeit bald wiederkehren werde, wo die Hühner ihre Eier ausbrüten, und ich mich im voraus auf den Anblick ausgebrüteter Küchlein freute, flog mir der Gedanke durch den Kopf, ob das muntere Leben dieser kleinen Geschöpfe nicht den Stoff zu einer poetischen Darstellung abgeben könne? Bild auf Bild schwebte mir vor, und wollte sich

in poetischer Form gestalten. Allein sehr bald war ich darüber mit mir einig, daß man, um eine lebhaftere Theilnahme für einen so untergeordneten Gegenstand zu erregen, ihn in einen Konflikt mit menschlichen, das Herz ergreifenden, Verhältnissen bringen müsse. Und kaum hatte ich dies gedacht: so stand auch das Bild eines armen, liebenswürdigen Mädchens vor mir, dessen einziger Reichthum ein Huhn mit einem Nest voll Küchlein ist, und das diesen seinen liebsten Schatz einer geliebten Freundin, im Gefühl seiner Liebe und seiner Armuth, freudigen Herzens zum Opfer bringt. Daß dieses Mädchen durch irgend ein Schicksal oder Verhältniß sonst noch Theilnahme erregen, und daß das liebevolle Darbringen dieses Opfers der Wendepunkt seines Schicksals seyn müsse, war mein zweiter Gedanke. So baute sich, der Schilderung eines Nestes voll ausgebrüteter Hühnchen zu Gefallen, unwillkürlich ein kleiner Roman zusammen. Noch ehe der Morgen graute, war der Plan zu meinem Hanchen in seinen Hauptbestandtheilen fertig; und mit froher Lebendigkeit, ob ich gleich noch

nicht völlig von einer Krankheit hergestellt war, machte ich mich an die Ausführung.

Die Form des Hexameters drang sich mir von selbst auf, ohne daß ich wegen einer Wahl einen Augenblick zweifelhaft gewesen wäre. Etwa zwei Drittheile des Ganzen hatte ich in der bequemen, hergebrachten Manier, die, statt des Spondeus, sich mit dem Trochäus begnügt, leicht hingearbeitet, als mir dies immer mehr mißfiel. Ich entschloß mich, mit Ausnahme des sechsten Fußes, keinen Trochäus mehr zu brauchen, und je weiter ich arbeitete, desto leichter wurde es mir, die nöthigen Spondeen zu finden, und desto klarer ward es mir, wie reich unsre Sprache daran ist. Desto unangenehmer war mir die neue Ueberarbeitnng des ersten Theils meines Gedichts, um die verhaßten Trochäen wegzuschaffen. Aber von dem Grundsatz ausgehend, daß für jeden falsch gebauten Vers ein besserer aufzufinden ist, ließ ich nicht nach, meinen Vorsatz, so gut ich es vermochte, auszuführen, so schwierig es auch manchmal war, an die Stelle dessen, was sich im glücklichen Au=

genblick des Schaffens, wie von selbst, in eine bestimmte Form gestaltet hatte, nun einer prosodischen Kritelei wegen, manchmal in seinen Hauptbestandtheilen umzuformen. Ich gestehe, daß ich manchmal ein treffenderes Wort und eine bessere Wortfolge aufopfern mußte; allein das war doch unbedeutend beim Ueberblick des Ganzen, mit dessen metrischer Form ich nun glaubte zufriedner seyn zu können, als vorher, wenn ich sie auch nicht für tadellos erkennen konnte.

Hierbei fällt mir ein, daß einer der Recensenten meines Gedichtes den Vers tadelte:

Beste der Mütter, laß ab, o laß ab, mich also zu quälen!

Er theilte ihn nemlich in folgende Füße:

Beste der | Mütter laß | ab, o | laß ab, mich | also zu | quälen!

Unbegreiflich ist es mir, wie er so höchst irrig skandiren konnte, daß er das Wort **laß** erst **kurz** und hernach **lang** brauchte. Ich sollte denken, der Vers baute sich von selbst beim Lesen so:

Beste der | Mütter, laß | ab, o laß | ab, mich | also zu | quälen.

Quandoque bonus dormitat Homerus. Eine andere Erklärung weiß ich für diesen irrigen Tadel nicht zu finden. Aber wenn das einem Kritiker begegnen kann: wie mögen viele der andern Leser und Leserinnen mitunter skandiren! Wohl mir, daß ich nichts davon höre. —

Uebrigens fand dieses Gedicht einen Beifall, den ich nicht erwartet hatte. Ungefähr alle zwei Jahre mußte eine neue Auflage gedruckt werden, und dennoch wurde es im südlichen Deutschland und in den östreichischen Staaten verhältnißmäßig wenig gekauft. Ob Nachdrücke daran mit Schuld waren, weiß ich nicht.

Noch mehr wurde ich dadurch überrascht, daß Herr Professor Fischer in Plieningen (unweit Stuttgart) sich die schwierige, doch glücklich gelöste, Aufgabe gemacht hatte, es in's Lateinische zu übersetzen. Nachdem es bis dahin vorzüglich in der Mädchenwelt seine Bahn gefunden hatte, wurde es nun noch in einem alten Gewande der studirenden, männlichen Jugendwelt zugeschoben. Kurz, es ist mir ein Kind geworden, das mir auf vielfache Weise Freude gemacht, und

mir Freunde verschafft hat, in der Ferne, wie in der Nähe.

Dies half mich anregen, ein paar schon vor längerer Zeit angefangene, Arbeiten endlich zur Ausführung zu bringen. Im Jahre 1810 hatte ich mit lebhaftem Eifer an Westold und sein Freund geschrieben, und bereits einige gedruckte Bogen aus der Presse erhalten, als ein unangenehmer Vorfall mich plötzlich aus der Stimmung, in der ich bis dahin gearbeitet hatte, ganz und gar herausriß. Ich war nicht im Stande, mich künstlich wieder hinein zu versetzen, dachte lange mit Unwillen an diese Störung, und gab die Fortsetzung nach einiger Zeit ganz auf. Jetzt endlich las ich wieder, was ich vor etwa zwölf Jahren geschrieben hatte. Der Inhalt zog mich an. Der Plan des Ganzen war unverloren in meinem Kopfe geblieben; mein Interesse dafür war auf's neue geweckt; als ob ich erst kürzlich aufgehört hätte, daran zu schreiben, machte ich mich jetzt an die Fortsetzung, und, einige unvermeidliche Unterbrechungen abgerechnet, schrieb ich rasch daran fort bis an's Ende.

Auch dieser Roman hat günstige Beurtheiler und theilnehmende Leser gefunden, doch nicht in dem Maaße, als es der Fall gewesen seyn würde, wenn eine Arbeit, je tiefer sie aus dem Herzen kommt, auch, dem alten Sprüchwort gemäß, immer desto tiefer zum Herzen gehen müßte. Von Allem, was ich habe drucken lassen, ist von mir nichts mit größerer innerer Wärme geschrieben, als mein Westold; und wenn ihn die ganze Lesewelt auch verschmähte: würde ich doch nicht aufhören, ihn zu meinen liebsten Arbeiten zu zählen. — Zufällig angeregte, lebhaftere Rückblicke in eine frühere Epoche meines Lebens verstärkten unwillkürlich die tragische Haltung, zu welcher der Stoff mich hinlenkte. Ich verfiel in den Fehler eines Schauspielers, welcher, statt nur so zu thun, als ob er weine, wirklich bitterlich weint, und darüber seine künstlerische Freiheit in Ton und Mimik verliert. Dazu kam die, vom Anfang an gefaßte Idee, in den Schicksalen Westolds und Hastebecks ein Bild aufzustellen, welches zeigt, wie mit tückischem Sinn das Schicksal oft erst nach langer, vergeb-

licher Sehnsucht den Menschen ein Ziel erreichen läßt, den Genuß des erträumten Glücks ihm dann aber mit schonungsloser Schadenfreude durch dazwischenkommende Teufeleien verkümmert und verbittert, und, eh' er weiß, wie ihm geschehn, ihn plötzlich in's Schattenreich schleudert von seiner irdischen Lebensbahn! — Gegen diese Idee möchte im Allgemeinen nichts einzuwenden seyn, und der tragische Ausgang von Hastebecks Leben beruht auf einer unleugbaren, inneren Nothwendigkeit, die jeder sachverständige Beurtheiler erkennen wird. Auch Herrmann und Seraphine mußten tragisch untergehn, denn vorzüglich durch ihr Mißgeschick mußte der Frevel ihrer Väter sich strafen. Mag dies dem Leser auch noch so weh thun: es ist ebenfalls unabänderlich nothwendig, und ein sogenannter glücklicher Ausgang wäre hier eine poetische Schwächlichkeit gewesen. — Aber Westold mußte so plötzlich nicht enden, sondern als ein frommer Beter für die dahingeschiedenen Geliebten zurückbleiben, und gottergebenen Sinnes seinen Charakter und seine Lehren bewähren. Das war meine Meinung eigentlich schon beim

ersten Schreiben; aber, gegen mein richtigeres Gefühl, ließ ich ihn schnell in dem Strudel der Andern mit enden, weil ich von meinem Gefühl überwältigt war, und an der Häufung des Tragischen ein unkünstlerisches Wohlgefallen fand. Sehr bald that es mir leid, diesen Fehler begangen zu haben, denn ihm muß ich es vorzüglich zuschreiben, daß der Eindruck des ganzen Werks auf mehrere, richtig fühlende Leser ein zu schneidender gewesen war. Ich habe jenen Fehler einigermaaßen gut zu machen gesucht, indem ich in dieser Sammlung, in Absicht Westolds, den Ausgang änderte und schon früher Manches hinwegnahm, was auch auf seinen frühen Tod hindeutete. Größere Abänderungen waren nicht möglich, ohne daß ich das Ganze in seinem Grundbau zerstört hätte. Sollte es auch in seiner jetzigen Gestaltung dem Gefühl richtig urtheilender Leser noch auf eine Weise weh thun, die sie nicht für angemessen hielten: so müßte ich überhaupt die Erfindung und Verkettung in diesem Roman für verfehlt halten, und ihn von dieser Seite aufgeben, so daß nur noch Charakterschil-

derung und Darstellungsweise übrig blieben, gegen welche ich keinen Tadel vernommen habe.

In dem nemlichen Blatte, welches den oben erwähnten, irrigen Tadel eines Hexameters in Hanchen und die Küchlein enthält, erinnere ich mich auch, in Absicht Westolds die tadelnde Aeußerung gelesen zu haben, der Referent habe erst gar nicht geglaubt, daß es mir darum zu thun gewesen sey, einen Roman zu schreiben, sondern nur, in der Form eines Romans einige Moral und Lebensansichten vorzutragen, denn erst gegen das Ende des zweiten Theils des starken Werks (es besteht in der ersten Ausgabe aus zwei Oktavbänden) häufen sich die Begebenheiten, und das Motiv zu dem übertragischen Ausgange sey der Mord, den Hastebeck früher unwillkürlich begangen habe. — Daß die Begebenheiten am Schlusse des zweiten Theils sich sehr häufen, gebe ich zu, und hierin mag der zu heftige Eindruck, den sie bei manchem Leser hervorgebracht haben, mit zu suchen seyn. Daß ich aber einen Roman schreiben wollte, und nicht blos dies und das in der Form eines

Romans, das springt wohl gleich auf den ersten Bogen in die Augen, in der gegenseitigen Mittheilung der Schicksale der beiden Freunde, in dem Zusammentreffen Hastebecks mit Westolds Schwester, in der Erzählung dieser Betrogenen, die Hastebeck mit anhört, so wie in ihrem plötzlichen, anfangs ganz räthselhaften Tode. Was aber den tragischen Ausgang am Schlusse des Ganzen betrifft: so hat er einen ganz andern Grund, als ihn Hastebeck in seiner düstern Verstimmung, und, verleitet von Diesem, auch jener Referent angiebt. Keinesweges Hastebecks unwillkürlicher, früher begangener Mord, sondern die romanhafte Grille, womit er, auch als Ehemann einer Frau, die ihn herzlich liebt, an seiner früheren, für ihn auf immer verlornen Geliebten hängt, und die hieraus entspringende Härte, mit der er bei der Entdeckung des Ringes von Jener seine Frau von sich stößt und in den Tod stürzt, vor allem aber der Frevel, mit dem er, Angesichts der Leiche seiner Frau, seine neugeborne Tochter der Willkür des Gra=

fen Preis giebt — das sind die Quellen, aus denen das Unglück des jungen Paares und, rückwirkend, der Untergang Hastebecks entspringt. Jeder unbefangene, ruhig prüfende Leser, wird dies bestätigt finden; diese Motive sind, wie ich glaube, nicht verwerflich zu nennen; und von einem blindlings waltenden, von Geschlecht zu Geschlecht die Sünde der Väter strafenden, Schicksale, wie neuere Dramatiker es aufgefaßt haben, kann hier also die Rede nicht seyn. Einer solchen Idee zu folgen, war auch wohl Niemand weniger geneigt, als ich, wie sich dies aus der Nachschrift zu meinem Fet-Elof und aus der Posse das Erdbeben ergiebt.

Wie in Westold und Warner die Gefühle der Freundes- und der Geschlechtsliebe vorherrschend sind, so wollte ich noch einen Roman schreiben, in welchen die Begebenheiten sich um das Gefühl der Vaterlandsliebe drehen sollten. Das Unglück, welches im Jahr 1806 durch die Franzosen über mein Vaterland hereinbrach, ließ diesen Gedanken mich fassen und vorläufig in meinem Kopfe ausbilden; nur unterließ ich da-

mals die Ausführung, weil ich einen Roman, wie ich ihn im Sinne hatte, unter der westphälischen Regierung nicht hätte dürfen erscheinen lassen. In den Jahren 1813 und 1814 ergriff ich jenen Plan mit Lebhaftigkeit wieder; allein ehe ich Zeit gewinnen konnte, zur Ausführung zu schreiten, wurde seit jener Zeit in so vielen Romanen erzählt, wie der und jener verliebte Ritter ein Schwerdt um seine Lenden gegürtet, und in den Kampf für Freiheit und Vaterland gezogen war, daß ich glaubte, das Publikum müsse dessen genug und übergenug haben. Ich gab meinen Plan also auf.

Weit länger hatte ich die Idee zu meinem Gedicht **der erste Mensch und die Erde** mit mir im Kopfe, ja ein Stück der Ausführung schon in den Taschen mit mir herumgetragen. Es war im Jahre 1797, als mir eine Bearbeitung dieses Thema's einfiel. Ich hatte auf einer der schönsten Stellen an den Felsen bei Cröllwitz, versteckt hinter dichtem Gesträuch, unter einem alten Nußbaume eine kleine Rasenbank aufgefunden, wo ich, geschieden und ungestört von der ganzen

Welt, stundenlang unter dem schönsten Blätterdache sitzen und arbeiten, und doch zur Ergötzung durch kleine Lücken in den Zweigen, die vor mir grünten, nach der Saale und dem jenseitigen Ufer von Giebichenstein schauen konnte. Das war mir ein poetisches Arbeitsplätzchen, wie ich es mir nicht schöner wünschen konnte. Wenn ich meine Tagesgeschäfte beendigt hatte, eilte ich dorthin; und wahrhaft con amore schrieb ich dort mit Bleistift an meinem Gedicht. Es sollte der Olympier heißen, weil ich den Menschen, zur Andeutung des Höheren, was in seiner Natur liegt, ursprünglich aus dem Olymp und von den Göttern wollte abstammen lassen. Ob dem Ganzen gleich eine ernste Idee zum Grunde lag, gehörte zu meinem Plane doch einige mythologische Plaisanterie; und als äußere Form dazu wählte ich einen freien Wechsel männlicher und weiblicher, vier- bis sechsfüßiger, gereimter jambischer Verse. Das Ganze sollte aus drei oder vier Gesängen bestehen. Der erste Gesang war hingeworfen. Ein paar Tage war ungünstiges Wetter, dann wieder andere Abhaltung daran schuld, daß ich meine

poetische Einsiedelei unbesucht lassen mußte. Als ich in einer ruhigen Abendstunde nun im Zusammenhange überlas, was ich geschrieben hatte, gefiel es mir nicht. Ich konnte mich nicht entschließen, fortzufahren. So blieb das Bruchstück liegen bis auf den heutigen Tag.

Diesen Gegenstand ein andermal, in veränderter Gestalt, zu bearbeiten, blieb mein fester Vorsatz, so lange ich die Ausführung auch verschob. Endlich im Winter von 1827 zu 1828, als ernstlichere Krankheitsanfälle mir ein nahes Ende meiner Laufbahn anzukündigen schienen, schritt ich mit Eifer an's Werk. Von meiner früheren Arbeit hatte ich, nach vollen dreißig Jahren, keinen Vers mehr im Kopfe; ich wußte nicht, in welchem Winkel sie lag; nur die Haupt-Idee hatte ich festgehalten, daß der Mensch von dem Olymp herstamme, daß die Göttin der Liebe ihn zu thörichten Wünschen verleitet, und daß Jupiters Zorn ihn aus dem Olymp auf die Erde verbannt habe. Dieser Grundlage treu bleibend, bewegte ich mich übrigens jetzt gänzlich frei in Anlage, Haltung und Form des Gedichts. Der

Hexameter war mir bei Hanchen und die Küchlein lieb geworden; ich blieb ihm jetzt treu; und je weiter ich vorwärts schritt, desto lieber ward mir die Arbeit.

Nun kamen aber Tage und Wochen, wo es mir schien, als würde ich meinem Krankheitszustande bald gänzlich erliegen. Mehrmals kam mir der Gedanke, ich werde mein begonnenes Werk nicht mehr vollenden können. Das steigerte den Eifer für meine Arbeit, erhöhte aber auch die krankhafte Reizbarkeit meines Körpers. Ich hatte wohl Besonnenheit genug, mir selbst zu sagen, daß die Welt ihren gewohnten Gang fortgehen werde, wenn ich auch stürbe, ohne auf meine Weise erzählt zu haben, woher ihre Bevölkerung gekommen sey. Aber das konnte meinem poetischen Eifer keinen Eintrag thun. Selbst wenn ich Tagelang das Bett hüten mußte, machte ich manchen meiner besten Hexameter; und als mir erst die Hoffnung wieder ward, daß ich doch wohl noch nicht sterben werde, half die Arbeitslust meine Genesung befördern, die dann wieder der Vollendung meines Gedichts zu Statten kam. —

Dies zur Erklärung einiger Andeutungen in der Dedication an Tiedge, die ich, nach Vollendung meiner Arbeit, mit manchem frohen und traurigen Rückblick in unser Leben, aus warmem Herzen niederschrieb.

Als ich meine ganze Arbeit wieder überlas, mißfiel mir, was ich, von dem ersten, weniger ernsten Plane verleitet, den ersten Menschen in rasch erregtem Liebestaumel sagen und thun ließ. Ich war entschlossen, das hierauf Bezügliche wegzuwerfen; allein ich sah augenblicklich ein, daß dies, wegen seines engen Zusammenhanges mit so viel anderm Wesentlichen, unmöglich war. Auch gehörte es zu sehr zu meinem Plan, die Neigung zu sinnlich-leidenschaftlicher Thorheit, als ursprünglich zum Wesen des Menschen gehörend, augenscheinlich darzustellen: mit wenigen Milderungen der Züge und des Ausdrucks in meinem Bilde, schickte ich es also, auf gutes Glück, in die Welt.

Es fand dort seine warmen Freunde, und günstigere Beurtheiler, als ich erwartet hatte, aber

freilich kein so bedeutendes Publikum, als Hanchen und die Küchlein, denn es enthält kein modernes Liebesgeschichtchen, und muß Vielen schon wegen des fremden Bodens, auf den es den christlichen Leser im Anfange versetzt, und wegen des ernsten Zieles, wonach es hinstrebt, weniger zusagen. Mich kann das indessen nicht abhalten, ihm mehr poetischen Werth beizulegen, als Hanchen und die Küchlein, und der Meinung zu seyn, daß ich meine poetische Laufbahn mit dieser Arbeit, nach Verhältniß meiner Kräfte, nicht unwürdig geschlossen habe.

Als der Druck schon vollendet war, fing ich an, nach meiner früheren Bearbeitung dieses Thema's zu suchen. Ich fand sie, und war wohl zufrieden damit, sie nicht fortgesetzt zu haben; dennoch glaube ich, daß es manchem Freunde meiner Muse nicht unwillkommen seyn werde, nähere Kenntniß davon zu erhalten, wie ich dreißig Jahre früher den Gegenstand gefaßt hatte: ich werde also dem funfzehnten Bändchen dieser Sammlung jenes Bruchstück beifügen, und, wie

sich von selbst versteht, in seiner unveränderten, ursprünglichen Gestalt. —

Kaum des Erwähnens ist es hier werth, daß ich seit 1825 die Redaction des Vaterschen Jahrbuchs der Andacht übernahm. Ich thue es nur, um zu sagen, daß es in dankbarem Gefühl für das freundschaftliche Verdienst, welches sich vor langen Jahren der Begründer desselben um meine Familie erwarb, geschah. Der thätige Antheil meiner Feder an diesem Jahrbuche beschränkt sich, außer einigen biographischen Skizzen (von August Hermann Francke, Knapp, Niemeyer rc.), auf einige Gedichte religiösen Inhalts. Ich bin also, in Absicht meiner poetischen Laufbahn, auf den Punkt, von dem ich in meinem achten Jahre ausging, nach Verlauf von mehr als einem halben Jahrhundert, unversehens zurückgekehrt, doch nicht in dem Sinne, in welchem, trübseligen Geistes, jetzt so Viele die religiösen Ueberspannungen einer finstern Vorzeit wiederholen. Und so hoffe ich, auch mitten inne zwischen den Verir=

rungen unserer Zeit, gesunden und heitern Geistes zu bleiben bis an das Ende meiner Tage.

Ich schließe hier den Ueberblick meiner schriftstellerischen Laufbahn, und ich hoffe, daß man mir wenigstens das Zeugniß geben werde, meine Arbeiten, frei von selbstgefälliger Eitelkeit, zum Theil sehr schonungslos, gewürdigt zu haben.

Es hat mir Freude gemacht, einmal das ganze poetische Leben meines Lebens prüfend zu überschauen, und den Rest meiner Jugendpapiere und späterer Arbeiten zu durchblättern, was sonst wohl nie geschehen seyn würde. War darunter auch Vieles, was sich aus dem oder jenem Grunde zu einer öffentlichen Mittheilung nicht eignete: so wurden doch Erinnerungen dadurch in mir geweckt, die mir wahre Feststunden bereiteten. Möge eine gerechte oder ungerechte Kritik nun noch so streng über meine Arbeiten urtheilen, und möge mein Name in der deutschen Schriftstellerwelt noch so wenig beachtet und noch so schnell vergessen seyn: es soll mich nicht irren. Ich habe die Freude des geistigen Schaffens nicht selten in ihrer ganzen Fülle genossen, und diese kann mir

nicht wieder genommen werden. Mein Talent (mag es noch so untergeordnet genannt werden) war vollkommen hinreichend, mir unvergeßlich schöne Stunden zu bereiten, und mir in der Nähe und in der Ferne Freunde zu erwerben. Von allen Genüssen in meinem Leben sind die, welche ich meiner Muse verdanke, die schönsten und dauerndsten gewesen, denn von meiner Knabenzeit an hat sie mir treu zur Seite gestanden in Freude und Leid, und wenn ich am einsamsten zu seyn schien, war ich durch sie am glücklichsten.

Ich schreibe dies unter dem milden Himmel Italiens, hinschwebend in einer leichten Barke auf dem Spiegel des schönen See's von Como, denn auf der größten und herrlichsten Reise meines Lebens, rasch mit meinen Gefährten von einem Orte zum andern eilend, habe ich, Angesichts des Rheins, umleuchtet von den Schneehäuptern der Jungfrau und des Montblanc, in der Cajüte des Dampfboots auf dem lachenden Genfer See, und unter den Glockentönen des Marmordoms von Mailand, die einzelnen Stunden zum Schreiben des größten Theils dieser Uebersicht er-

haschen müssen. Möge man meiner Arbeit dieses zerstückelte Arbeiten, zum Theil unter den Augen vieler Menschen, nicht allzusehr anmerken! Meine Freunde in Deutschland mögen dabei denken, daß ich auch diese Blätter in höchst glücklichen, mir bis an's Ende meines Lebens unvergeßlichen Stunden schrieb. Aber wenn mein leibliches Auge auch mit trunkenem Blick über das Schöne und Große, was Natur und Kunst vor mir ausgebreitet hatten, hinschweifte: so blickte dazwischen mein geistiges Auge doch mit völlig nüchternem, prüfendem Blick auf meine schriftstellerische Laufbahn zurück. Dies Zeugniß wird mir hoffentlich Niemand versagen.

Angesichts von Novate, am 15. Jul. 1830.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eberhard, August G.,

Uebersicht meiner schriftstellerischen Laufbahn und Proben früherer Versuche

Halle 1830

P.o.germ. 288 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107516-2